97-84263-4

Gehre, Friedrich Moritz

Ueber die europäische Kolonisation in der...

Leipzig

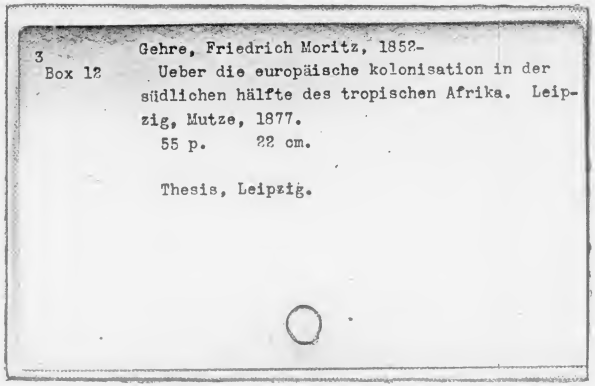
1877

97-84263-4
MASTER NEGATIVE #

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DIVISION

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED - EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD



3
Box 12

Gehre, Friedrich Moritz, 1852-
Ueber die europäische kolonisation in der südlichen hälfte des tropischen Afrika. Leipzig, Mutze, 1877.
55 p. 22 cm.

Thesis, Leipzig.

RESTRICTIONS ON USE: *Reproductions may not be made without permission from Columbia University Libraries.*

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11:1 IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 11-25-97 INITIALS: PB

TRACKING # : 27433

FILMED BY PRESERVATION RESOURCES, BETHLEHEM, PA.

BIBLIOGRAPHIC IRREGULARITIES

MAIN ENTRY: Gehre, Friedrich Moritz

Ueber die europäische Kolonisation in der südlichen Hälfte des tropischen Afrika

Bibliographic Irregularities in the Original Document:

List all volumes and pages affected; include name of institution if filming borrowed text.

_____ Page(s) missing/not available: _____

_____ Volume(s) missing/not available: _____

_____ Illegible and/or damaged page(s): _____

_____

_____ Page(s) or volume(s) misnumbered: _____

_____ Bound out of sequence: _____

X Page(s) or volume(s) filmed from copy borrowed from: University of California, Los Angeles - (pages 30-35, 54-55)

_____

_____ Other: _____

_____

_____ Inserted material: _____

TRACKING#: MSH27433

FILMED IN WHOLE
OR PART FROM A
COPY BORROWED
FROM:
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA,
LOS ANGELES

3
Ra 12

Ueber die

europäische Kolonisation

in der

südlichen Hälfte des tropischen Afrika.

Inauguraldissertation

zur Erlangung

der philosophischen Doctorwürde an der Universität Leipzig.

Von

Friedrich Moritz Gehre.

Leipzig,
Druck von Oswald Mutze.
1877.

Vergleicht man die verschiedenen Kolonisationen, die seit dem Zeitalter der Entdeckungen ins Leben gerufen wurden, so ergiebt sich, daß sie in der überwiegenden Mehrzahl europäischen Völkern ihr Dasein verdanken. Nie hat die Rasse der Neger den Versuch gemacht, die Küsten des nächsten Continents zu besetzen. Wohl wird von großen Wanderzügen ganzer Negervölker berichtet: die Fulbe oder Fellata, die im 7. Jahrhundert nach Chr. noch in den Oasen südlich von Marokko saßen [1]), zogen durch die Sahara in ihre heutigen Wohnsitze am Niger. Begabte Binnenstämme, die sonderbarer Weise eine höhere Kultur zeigen, als die Küstenvölker am atlantischen und indischen Ocean, drängten sich aus offene Meer, so die Fan. Schwache, im Aussterben begriffene Menschenstämme endlich, wie die Hottentotten und Buschmänner, sind durch die kräftigen, südafrikanischen Kafirn und Betschuanen auf den äußersten Südwesten eingeschränkt worden. Von einer Ausschwärmung der Neger aus ihrer Heimath fehlt jedoch fast jegliche Spur, denn im Westen Afrikas trägt nur die kleine Insel Fernando Po in dem Stamme der Adiya vormalige Bewohner des Festlandes, und im Osten haben Zanzibar und andere Küsteninseln eine starke Negerbevölkerung beinahe ausschließlich durch das Institut der Sklaverei erhalten.

So finden sich auch die Urbewohner Australiens fast ganz auf ihren Continent beschränkt; nur die schwache Besiedelung der Insel Tasmanien ist ihr Werk gewesen. Eine Parallele hierzu bilden die Dravidavölker Ostindiens, von denen als spärliche Ueberreste die Brahui in Belutschistan und die Vedda auf Ceylon ihrem gänzlichen Erlöschen entgegen gehen. Spuren

[1]) Peschel, Völkerkunde. Leipzig 1875. S. 502.

einer Kolonisation zeigen sich bei den Nahuatlaken Mexikos, denn diese dehnten sich bereits im Süden bis an den Nicaragua-See in einzelnen Ansiedlungen aus.[1]) Da aber bei jeder Kolonisation ein mehr oder weniger inniger Zusammenhang zwischen Mutterland und den ausgewanderten Geschlechtern stattfindet, so kann dieselbe erst mit der Staatenbildung, also auf einer ziemlich hohen Stufe der menschlichen Kultur, beginnen. Umherschweifende Horden oder auch Stämme, die vielleicht schon begonnen haben, Ackerbau zu treiben, vermögen nie zu kolonisiren. Deshalb dürfen wir auch die weite Verbreitung der Malayen auf $^5/_9$ eines größten Breitenkreises, von Madagaskar im Westen bis zu der Osterinsel im Osten nicht als das Werk der Kolonisation auffassen, sondern nur als das Resultat großer Wanderungen, entweder durch bittere Noth oder übermäßigen Hang zur Seefahrt veranlaßt. Erscheint aber Kolonisation an das Vorhandensein der Staatenbildung geknüpft, so werden wir nur zwei zum Kolonisiren fähige Rassen entdecken: Mongolen und mittelländische Völker, unter welch letztere Gruppe neuerdings Indoeuropäer, Semiten und Hamiten zusammengefaßt werden. Mongolen kommen aber nur so weit in Betracht, als sie sich zu einem geordneten Staatswesen emporgeschwungen haben. Chinesen finden wir seit längerer Zeit als Kolonisten auf der Insel Formosa, an der sibirischen Grenze in Maimatschin, wo im Winter das Quecksilber gefriert, im Westen am Ili und im Süden im heißen Cochinchina, in Singapore und Java, neuerdings aber auch in den pacifischen Staaten der Union, auf den Antillen, in einigen Republiken Südamerikas und auf dem australischen Continente. Andrerseits sind die Inseln Jesso und Sachalin von den Japanesen besiedelt worden. Wie aber schon aus der Entfernung dieser Punkte von ihrem Mutterlande hervorgeht, ist die Kolonisation der Ost-Asiaten untergeordneter Art und nebenbei in Gefahr, durch aufstrebende Völker, wie die Bewohner Kaschgars und die Russen, zum Theil beseitigt zu werden.

Wollen wir ins Alterthum und Mittelalter zurückgreifen, so entlocken uns die Leistungen der kolonisirenden Phönizier, Griechen und Römer ebenso hohe Bewunderung, als die massenhaften

[1]) Peschel, Völkerkunde. S. 468, 472.

Ansiedlungen der Araber in den damals bekannten drei Welttheilen.

Seit dem Zeitalter der Entdeckungen sind aber wahrhaft große Kolonisationen nur von europäischen Völkern ausgegangen. Romanen machten den Anfang; Germanen traten anfangs ergänzend ein, schwangen sich aber nach und nach zur leistungsfähigsten Kolonisationsmacht auf; aber schon treibt die junge slavische Kolonisation in Kaukasien und den kulturfähigen Theilen Sibiriens und Turkestans ihre Knospen und fängt an, zur Blüthe sich zu entfalten.

Alle diese Kolonisationen haben aber durchaus nicht ein gleiches Gepräge, sondern unterscheiden sich sehr bestimmt von einander. Die spanischen Kolonien in Mexiko, Peru, Chile, die englischen Ansiedlungen in Irland, die schwedischen in Finnland bilden die treffendsten Beispiele für Eroberungskolonisation. Da bei einer solchen die Ansiedler nicht sowohl aus eigner Produktion, sondern vielmehr aus der politischen und militärischen Ausbeutung der Eingebornen Vortheil zu ziehen bemüht sind, so eignen sich dafür weder sehr dünn bevölkerte, noch sehr niedrig kultivirte Länder, denn in beiden Fällen würden erst die Plünderung, nachher die Beherrschung der Eingebornen allzu wenig Vortheil bringen.[1]) Fast sämmtliche europäische Ansiedlungen an der West- und Ostküste Afrikas, an den vom indischen Ocean umsäumten Küsten Südasiens sind Handelskolonien, während die Kolonisationen der Russen in Transkaukasien und dem südlichen Sibirien, die der Engländer in Nordamerika, Australien und dem Caplande den Charakter der Ackerbaukolonisation an sich tragen, das spanische Westindien und das niederländische Hinterindien aber als ausgedehnte Pflanzungskolonisationen einzig dastehen.

Vier Hauptursachen sind es, die zur europäischen Kolonisation den Anreiz gaben: Uebervölkerung, Ueberfüllung mit Capital, politische Unzufriedenheit und religiöse Begeisterung.[2])

[1]) W. Roscher, Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. Leipzig und Heidelberg 1856. Seite 5 und ff.

[2]) ibidem, Seite 36 u. ff.

Fast allen Auswanderungen und Kolonisationen unserer Tage liegt als Hauptmotiv eine relative Uebervölkerung zu Grunde. Die stärksten Auswanderungsjahre in England sind immer diejenigen gewesen, die zunächst auf die Jahre der stärksten Mißernte und Gewerbskrise folgten.[1] Ueberfüllung mit Capital und Sucht nach Reichthum bei Regierungen und Handelsgesellschaften waren die Ursache der meisten Handels- und Pflanzungskolonien in den tropischen Ländern der alten und neuen Welt. Politische Unzufriedenheit führte im Mittelalter zur Besiedelung Islands, Apuliens und Siciliens durch die Normannen, in der Neuzeit zur Kolonisation von Neu-England, Maryland, Neujersey und Jamaika.[2] Religiöse Begeisterung endlich spielt bei der Kolonisation deshalb eine so wichtige Rolle, weil unter allen Gefühlen die Religion dasjenige ist, welches sich am meisten auf allgemein menschliche Interessen bezieht und dadurch über die Beschränktheiten des Lokalpatriotismus am meisten emporhebt.[3] Religiöse Begeisterung und Goldgier waren die Triebfeder zur spanischen Eroberungskolonisation in Central- und Südamerika.

Sandten vorzugsweise germanische Völker Ackerbauer nach Britisch Nordamerika, nach den Vereinigten Staaten, nach Australien und dem Caplande, so lockte die Aussicht auf hohe Beute und Gewinn nicht nur Holländer und Engländer in die heißen Tropen, sondern in erster Linie und am frühesten Portugiesen und Spanier. Mit Sturmeseile unterwarfen sich die Spanier die Kulturstaaten Central- und Süd-Amerikas, betrachteten sie als Eroberungskolonien und sogen sie aus, so daß die ganze erste Generation der Kolonisten nicht mit Unrecht als Conquistadores bezeichnet wurde. Mit gleicher Hast eigneten sich die Portugiesen zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts die West- und Ostküste des südtropischen Afrika an, fanden aber hier nicht das sehnsüchtig erwartete Gold in großen Mengen, sondern nur spärlich und in weit zerstreuten Distrikten. Da es an anderen werthvollen Rimessen gleichfalls gebrach und die Ausbeutung der Neger zu wenig Vortheile mit sich brachte, war der Erfolg der Eroberung mehr als 100 Jahre kein anderer,

[1] Roscher, Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. S. 38.
[2] ibidem, S. 43.
[3] ibidem, S. 46.

als daß der König von Portugal die nominelle Herrschaft über ein Gebiet von mehreren tausend Quadratmeilen beanspruchen konnte. Erst als der Sklavenhandel dem heißen Afrika Schaaren von Negern entführte, schwangen sich die portugiesischen Besitzungen zu Handelskolonien mindestens dritten Ranges empor, um nach der Beseitigung der schrecklichen Institution in unserm Jahrhunderte so lange wieder zu welken, bis neue kostbare Rimessen in den Stoßzähnen des Elephanten, im Palmöl und Gummi gefunden waren. Während nun Spanien seine Kolonien auf dem amerikanischen Festlande sammt und sonders verloren hat, darf das kleine Portugal sich rühmen, seinen Besitz im südtropischen Afrika nicht nur größtentheils festgehalten, sondern sogar noch erweitert zu haben.

Durch die Aussicht auf gewinnbringenden Handel gelockt, haben in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten endlich Engländer, Deutsche und Holländer in der südlichen Hälfte des tropischen Afrika zahlreiche Faktoreien gegründet und in unseren Tagen sind eine Menge Projekte aufgetaucht, die auf nichts Geringeres abzielen, als Kolonisation auch des noch nicht in Angriff genommenen Theils, insbesondere der Binnenländer und Seengestade.

Man hat somit ein Recht von einer europäischen Kolonisation in der südlichen Hälfte des tropischen Afrika zu reden: 1) insofern, als bereits seit Ende des 15. Jahrhunderts eine ausgedehnte Kolonisation vorhanden ist, welche sich von Jahr zu Jahr erweitert, und 2) insofern, als man eine umfassende europäische Kolonisation für die Zukunft geplant hat.

Die europäische Kolonisation in der südlichen Hälfte des tropischen Afrika läßt sich sehr gut in drei durch ihre Lage gekennzeichnete Gruppen zerlegen: in die am atlantischen Ocean, die am indischen Ocean und dem Zambesi und die im Inneren erst neuerdings gegründeten Missionsstationen.

I. Die europäische Kolonisation an der Westküste.

An der Westküste ziehen sich vom Aequator bis zum 15° s. Br. in ununterbrochener Reihe die europäischen Kolonien fort, zwei sehr ungleiche, leicht unterscheidbare Gruppen bildend. Südlich

vom Aestuarium des Gabun, streng an die Meeresküste und die zahlreichen Küstenflüsse gebunden, finden sich die großen niederländischen Faktoreien der „Afrikaanschen Handelsvereeniging," sowie einzelne Handelsansiedlungen der Engländer und Deutschen. Vom Congo bis zum 18° s. B. beanspruchen die Portugiesen ein Gebiet, welches hinsichtlich seiner Größe dem deutschen Reiche ziemlich gleichkommt, im Osten freilich nicht sicher begrenzt ist, da hier nur theilweise der Quango als Länderscheide auftritt.

Bespült vom südatlantischen Ocean bildet die Küste von der Walfischbai bis zum Aequator zwei flache Bogen, deren südlicher nach dem Meere, deren nördlicher nach dem Continente zu sich wölbt. Die Westküste ist zur Genüge erforscht; von dem Wendekreise des Steinbocks bis zum 15° s. Br. erscheint der Küstensaum als ein flaches, sandiges, wasserloses und höchst unfruchtbares Gebiet, das nach dem Innern diesen Charakter etwa 10 Meilen weit noch beibehält, dann aber allmählich in Gebirgszüge übergeht. Vom Cap Negro unter 15° 40′ s. Br. verschwinden die Dünenzüge; statt ihrer erheben sich unmittelbar aus dem Meere hohe, steile Felswände mit tafelförmigen Gipfeln, auf welchen zahlreiche scharfe Piks von pyramiden- oder obeliskenförmiger Gestalt emporragen. Bis nahe an den Aequator, bis 1° 49′ s. Br., setzt sich die Steilküste fort, unterbrochen durch die Deltas und trichterförmigen Mündungen zahlreicher größerer und kleinerer Flüsse, insbesondere des Coanza und Congo, wie auch durch einige Meilen Flachküste bei Chinchoxo. Die noch übrig bleibende Strecke von nahezu 30 Meilen erfüllen die niedrigen, mit ausgedehnten Lagunen und Sümpfen ausgestatteten Landschaften um das Cap Lopez und die Ogoweh-Mündung.[1])

Stellenweise, wie zwischen der kleinen Fischbai und Benguela, wird der Fuß der felsigen Küstenmauern so völlig vom Meere bespült, daß nicht einmal ein Weg für Fußgänger längs desselben vorhanden ist. Dieser Theil der afrikanischen Küste gehört deshalb zu den gefährlichsten des ganzen Continents; gewaltige Brandungen und die starke, von Süden herkommende Strömung erschweren die Annäherung an die steile Küste ungemein. Doch

[1]) Gumprecht, Afrika. Leipzig 1866. S. 169—170.

bilden die zahlreichen kleinen Buchten längs der gesammten Küste mehr oder weniger brauchbare Häfen.

An trefflichen Ankerplätzen ist der südliche Theil der Küste bis Loanda weit reicher, als der nördliche; insbesondere werden als sichere Häfen die Elephanten- und Alexanderbai, wie die Walfisch- und große Lobitobai gerühmt. In den nördlichen Küstenstrichen sind die weiteren Meeresbusen zu Häfen nicht gut geeignet, so daß selbst bedeutende Handelsplätze, wie Malemba, sich offener Rheden bedienen müssen.

Wo größere Flüsse münden, wie der Coanza und Congo, sind in der Küstenzone weite, flache, von unzähligen Wasserrinnen durchzogene, mit der üppigsten tropischen Vegetation bedeckte Sumpfgebiete entstanden, von denen das des Congo nur kurze Strecken des Bimenlandes in Beschlag genommen, das des Coanza aber sich tief ins Innere fortsetzt.[1])

Der verhältnißmäßig schmale Küstenstreifen geht nach Osten hin in ein ebenes, theilweise auch mit Hügeln bedecktes Hochland über, welches allmählich zu einem Gebirgsrücken von 1000—2000 m. Höhe ansteigt. Das gesammte Gebiet der europäischen Kolonisation stuft sich demnach terrassenförmig ab. Als natürliche Folge hiervon erscheint, daß alle größeren und kleineren Flüsse, die sich zwischen dem Aequator und dem südlichen Wendekreise, in den atlantischen Ocean ergießen, bei ihrem Durchbruche durch jenes Gebirge das Gepräge von Kataraktenströmen an sich tragen.

Aus der großen Zahl der Flüsse tritt auf jeder neuen Karte als ein Strom ersten Ranges der Congo hervor. Nachdem durch die Untersuchungen von Behm festgestellt ist,[2]) daß der Tschambesi, wie der Lualabe und Lukuga dem Oberlaufe des Congo angehören, läßt sich sein Stromgebiet zu mehr als 40,000 □Meilen ermitteln. Hinsichtlich der Wassermenge ist er der dritte, hinsichtlich der Länge der vierte Strom des ganzen Erdtheils. Leider entspricht seine Größe nicht den Erwartungen, die man bezüglich der Schiffbarkeit von ihm hegte; nur bis zu den Katarakten der Yellala, etwa 40 Meilen von der Küste entfernt, läßt er sich mit Dampfern befahren, ein klägliches Resultat, das aber im südlichen Afrika durchaus nicht vereinzelt

[1]) Gumprecht, Afrika. S. 170.

[2]) Petermann's „Mittheilungen", 1872. S. 405—412.

dasteht. Der Coanza, obwohl an Größe der Loire gleich, ist leider auch nur bis zu den 32 Meilen von der Mündung entfernten Katarakten schiffbar; bis Dondo findet allerdings eine regelmäßige Dampfschifffahrt statt. Ein anderer großer Strom, der Ogoweh, ebenfalls beim Austritt aus dem Gebirge katarakteureich, gehört nach dem jetzigen Stand der Wissenschaft nur mit seiner Mündung dem südtropischen Afrika an, kommt also hier nicht weiter in Betracht.

Der Küstenflüsse giebt es viele, im Süden des 15. Grades weniger als im Norden desselben, was sich sehr gut aus den stärkeren tropischen Regen in der Aequatornähe erklären läßt. Aber alle diese Flüsse, von denen sich der Cunene, der Cuparol der Cuvo und Benga, der Dande und Lodsche durch ihre Länge, die 40—110 Meilen beträgt, und durch ihren Wasserreichthum vortheilhaft auszeichnen,[1]) können nicht als Kulturströme gelten, denn keiner ist frei von Katarakten, bei vielen verhindern mächtige Barren das Einlaufen selbst flacher Boote, und Unmassen von Krokodilen und Flußpferden unternehmen ernstliche Angriffe auf schwache Kähne. So sind die Küstenflüsse insgesammt für die Schifffahrt ganz ungeeignet, zum Erschließen des Innern vollständig untauglich.

Die Vegetation in dem Gebiete der europäischen Kolonisation ist eine überaus üppige und kräftige. An den Abhängen des höheren Binnenlandes, wie an den Rändern der Flüsse entwickelt sich der prächtigste Urwald. Die Zahl der nutzbringenden tropischen Bäume und Gewächse ist eine so große, daß auf sie allein der Reichthum der gesammten Kolonisation aufgebaut werden könnte. Außer den vielen Arten Palmen, der Oel-, Wein-, Kokos-, Dum- und Zwergpalme, dem colossalen Baobab, den Feigen-, Orangen-, Pommeranzen- und Citronenbäumen, dem Weinstock, der in Benguela sogar zweimal im Jahre vortreffliche Trauben liefert, finden sich Ricinus, Bataten, Ananas, Manioc und Erdnüsse in reichlichem Maße.[2]) Die kostbare Indigopflanze wuchert an allen Wegen und

[1]) O. Delitsch, Nachträge und Ergänzungen zu Afrika. Leipzig 1866. S. 444—445.

[2]) Gumprecht, Afrika. S. 174. — Eine ausführliche, anschauliche Schilderung der Vegetation Angolas giebt bereits Dapper in seinem Werk: „Umbständliche und Eigentliche Beschreibung von Afrika," Amsterdam 1670. S. 579—582.

bedeckt oft große Strecken. In einigen Gegenden wächst wilder Kaffee, der an Güte dem brasilianischen vorzuziehen sein soll. Die Ufer der meisten Flüsse sind reich an Zuckerrohr und Papyrusstauden. Wo der Boden nicht zu feucht ist, wächst die schönste Baumwolle, von der man rühmt, daß sie längere Faden habe als die brasilianische. Die Tabakspflanze findet sich in ebenso ungeheueren Massen, als die beliebte Orseille, eine vorzügliche Färberflechte. Von einheimischen Gewürzen könnten Pfeffer und Muskatnüsse in großen Mengen ausgeführt worden.[1]) Am Congo wachsen drei Arten Cedern in solcher Größe und Stärke, daß man ganze Flotten daraus zu zimmern vermöchte. Acacien, die ein gutes Gummi liefern, sind überall verbreitet und in den dürren Strichen des Südens oft die einzigen baumartigen Gewächse. Kostbare Farbehölzer, wie Eben- und Acajouholz, Sandel- und Camholz, haben bis heute noch wenig Verwendung gefunden.

Die nutzbringende Fauna ist zwar nur schwach vertreten, doch liefert ein einziges Thier eine so werthvolle Rimesse, daß nach der Aufhebung des Sklavenhandels durch sie allein die europäische Kolonisation vor einem sicheren Verfalle gerettet wurde. Der afrikanische Elephant, vom Neger nicht gezähmt, liefert in seinen 90—100, bisweilen sogar 115—120 Pfund schweren Stoßzähnen das geschätzte Elfenbein. Vom Flußpferde benutzt man nicht nur das Horn, aus dem Stöcke und Becher kunstvoll gedrechselt werden, sondern auch die Zähne, die, obwohl sie an Güte dem Elfenbein nicht gleich kommen, doch einen gesuchten Handelsartikel bilden. Alle Karawanen, welche die europäischen Forts und Küstenplätze besuchen, führen als Hauptwaare Wachs mit sich, und dieses Produkt hat einen so niedrigen Preis, daß selbst in den ärmsten Negerhütten Kerzen gebrannt werden.[2]) Das Meer wie die Flüsse wimmeln von Fischen; doch haben bisher Neger wie Europäer unterlassen, sie in den Handel zu bringen.

Waschgold wird nur in geringen Quantitäten in Bächen und Flüssen, namentlich im Dande und Cunene gewonnen. Kupfererze treten aber um so massenhafter auf, an der Küste wie im

[1]) Tams, Die portugiesischen Besitzungen in Süd-West-Afrika. Hamburg 1845. S. 143 ff.

[2]) ibidem, S. 157—158.

Binnenlande. Eisenerze werden gleichfalls reichlich gefunden und von den Eingebornen ausgeschmolzen. Die großen Schwefellager bei Benguela und zu Cassandama liegen zur Zeit noch unbenutzt. Einen geringen Vortheil ziehen die Portugiesen aus den Gyps- und Steinsalzrevieren bei Loanda und der großen, zwischen dem untern Coanza und dem Longa gelegenen Landschaft Quissama. Kalk und Asphalt, obwohl reichlich vorhanden, werden noch wenig beachtet.

Man wäre wohl berechtigt, anzunehmen, daß eine durch diese Ueberfülle von nutzbaren Produkten beeinflußte europäische Kolonisation die günstigsten Erfolge aufzeigen müßte. Sie dürfte an Blüthe den niederländischen Kolonien auf den Sundainseln kaum nachstehen. Wenn nun auch die Faktoreien der Loangoküste den Erwartungen vollständig entsprechen, so ist die Enttäuschung desto größer, welche der gegenwärtige Stand der portugiesischen Kolonisation an der atlantischen Küste hervorruft.

Nur die wenigen deutschen Faktoreien am Ogoweh, welche dem Handelshause Woermann und Comp. in Hamburg ihre Gründung verdanken,[1]) wie auch die geringe Anzahl der englischen Faktoreien an den Küstenflüssen Quillu und Loango-Luz sind ein Werk der letzten Jahrzehnte, blühen aber ebenso sichtlich empor, als die zahlreichen älteren Niederlassungen der berühmten „Afrikaanschen Handelsvereeniging.“ Als nämlich im Beginn der 60er Jahre selbst die schnellsten mit Sklaven beladenen Dampfboote aus Amerika den immer enger gezogenen Kreis der englischen Wachtschiffe nicht mehr zu durchbrechen vermochten, als Verlust auf Verlust folgte, wandten sich die an der Loangoküste angesiedelten Portugiesen anderen Erwerbszweigen zu und dehnten seitdem den legitimen Handel aus, den sie in kleinerem Umfange schon neben dem Sklavenhandel betrieben hatten, besonders als seit der Aufnahme des Gummi elasticum in den Handel große Nachfrage nach diesem Artikel erfolgte. Damals war es, als neben einigen englischen Häusern die holländische Handelsgesellschaft, die bereits Faktoreien in Ambriz und am Dande besaß, Filialen am Congo und der nördlichen Küste

[1]) Bastian, die deutsche Expedition an der Loangoküste. Jena 1874. 1. Bd. S. 107.

errichtete. Die Portugiesen, im Sklavenhandel groß gezogen, verstanden wenig von commerciellen Verhältnissen. Aus den ausgezeichneten Handelsconjunkturen, die damals an der Küste bestanden, konnten sie wenig Nutzen ziehen, und die gebildete Compagnie mußte liquidiren. Die holländische Direktion übernahm die sämmtlichen portugiesischen Faktoreien und stellte die bisherigen Eigenthümer als ihre Agenten an.[1]) So ist der Handel an der Küste gegenwärtig in sehr geschickter Weise von Rotterdam aus organisirt, indem der überseeische Großhandel durch holländische Contoristen vermittelt wird, während der Tauschhandel mit den Negern in den Händen der durch langjährigen Aufenthalt im Lande gut orientirten Portugiesen liegt.[2]) Diese alten Faktoreien sind wegen ihrer früheren Eigenschaft als Sklavenstationen stets sehr versteckt angelegt, gewöhnlich unter dem Schutze von Palmgärten, und können vom Meere aus nicht gesehen werden.

Der Hauptstapelplatz der „Afrikaanschen Handelsvereeniging,“ Bananas, unter 6^0 1′ 25″ s. B. auf einer in die Mündung des Congo hinausgestreckten Sandbank gelegen, in jeder Hinsicht ein sicherer und bequemer Hafen, übertrifft an Großartigkeit jeden anderen Platz der Küste, wie dies die Zahl der weißen Beamten, der Wohn- und Waarenhäuser, der langen geweißten Schuppen zur Genüge beweist. Alle Gewerke sind hier vertreten, besonders die der Böttcher, Tischler und Schmiede. Auf den drei Werften liegen beständig von Rotterdam eingelaufene oder dorthin zu beladende Schiffe, das eine oder andere der drei Dampfboote, die dem Verkehre an der Küste und auf dem Congo dienen, sowie eine Anzahl kleiner Küstenboote.[3]) Zwischen Bananas und dem Quillu vermitteln nicht weniger als 16 holländische Faktoreien den gewinnbringenden Handel mit den Eingebornen, und nördlich bis zum Ogoweh finden sich noch immer Stationen der holländischen Gesellschaft, allerdings spärlicher und kleiner.[4])

[1]) Bastian, die deutsche Expedition an der Loangoküste, 1. Bd. S. 34.
[2]) ibidem, S. 35.
[3]) ibidem, S. 21—22 und Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft, Berlin 1873—76. S. 38.43.
[4]) ibidem, S. 23—24.

Während nun alle diese Faktoreien den drei Hauptstationen Landana, Massaba und Punta negro unterstellt sind, hängen die Handelsansiedlungen südlich vom Congo und an diesem Strome aufwärts von den Hauptstapelplätzen Ambrisette, Ambriz, Dande, Punta da Lenha und Bomma ab; alle Hauptstationen werden aber wieder von dem Centralpunkte Banana's aus geleitet. Man ersieht hieraus, daß in dieser jungen Kolonisation eine straffe Organisation herrscht, welche wesentlich zum Aufschwunge und zur Blüthe beiträgt. Bereits schickt sich die Gesellschaft an, ihre Faktoreien zu vermehren, sie nach dem Mittel- und Oberlaufe der Küstenflüsse vorzuschieben und ihre Verbindungen nach dem unbekannten Innern auszudehnen. Wo noch vor 20 und 30 Jahren unglückliche Sklaven vor ihrer Verschiffung nach Brasilien schmachteten, findet jetzt ein lebhafter Waarenaustausch statt. Konnte unmittelbar nach Aufhebung des Sklavenhandels nur Elfenbein gegen Kattun, Glas, Perlen, Pulver, Flinten und Feuersteine eingehandelt werden, so bieten jetzt die Neger den Europäern Wachs, Gummi elasticum, Copalgummi, Orseille, Erdnüsse und Palmöl an,[1]) und es ist leicht zu ermessen, daß dieser Handel in Zukunft um so größere Dimensionen annehmen wird, als gegenwärtig immer nur erst ein Bruchtheil der nutzbringenden Vegetation bei den Negern Beachtung gefunden hat. In mehreren Jahrzehnten möchten Farbe- und Bauhölzer, Indigo und Tabak eine ebenso große Rolle spielen, als jetzt Elfenbein, Gummi und Palmöl. In den Faktoreien werden durchgehends Kohl, Salat und europäische Gemüse in Gärten gezogen; selbst Feigen und Weintrauben sind keine Seltenheit.[2]) Die Neger, deren eine große Zahl in den Faktoreien arbeitet — meist sind es solche, die für einige Jahre einen Contract eingehen und dann in ihre Heimath zurückgesendet werden — nähren sich von selbstgebauten Yams, Bataten, Melonen und dem beliebten Manioc.

Das Gegenbild dieser jungen aufstrebenden Kolonisation bildet das von den Portugiesen bereits zu Ende des 15. Jahrhunderts besetzte Gebiet südlich vom Congo. Im Norden sind zwar dieser Kolonie einige Distrikte verloren gegangen, aber im

[1]) Bastian, die deutsche Expeditition an der Loangoküste, 1. Bd. Seite 128.

[2]) ibidem, S. 129.

Süden und Osten hat man sich dafür doppelt entschädigt: 1840 wurde noch das Gebiet um Mossamedes unter $15^1/_4{}^0$ s. Br., 1851 der wichtige Handelsplatz Cassange in Beschlag genommen.

Das General-Gouvernement Angola, unter welchem Namen alle Besitzungen Portugals an der Westküste südlich vom Aequator zusammengefaßt werden, zerfällt in folgende vier Distrikte:

1) Ambriz zwischen den Flüssen Congo und Ambriz;
2) Angola zwischen dem Dande und Coanza;
3) Benguela zwischen dem Coanza und Katumbela und
4) Mossamedes südlich bis zum 18".

Auf diesem Gebiete von $9562^1/_2$ □Meilen[1]) lebten 1856, nach mehr als 300jähriger Herrschaft, unter 2 Mill. Negern nur 2132, nach anderen Angaben jedoch nur 1832 resp. 1553 Weiße und etwa 32,000 Mulatten.[2]) Ist dieses Resultat an und für sich schon sehr ungünstig, so tritt es um so greller hervor, wenn man die Zunahme der europäischen Bevölkerung in einigen anderen Kolonien vergleichsweise anführt.

Im Jahre 1788 landeten in Sydney die ersten Kolonisten, und heute breiten sich auf dem australischen Continente nahe an 1,800,000 weiße Bewohner aus. Die herrliche Doppelinsel Neuseeland begann man 1840 zu besiedeln; nach 37jähriger Kolonisation leben dort jetzt bereits 375,000 Germanen. 1803 wanderten die ersten Engländer in Tasmanien ein, und schon treiben dort über 100,000 Ansiedler einträglichen Ackerbau. Alle diese Kolonien haben aber eine überaus günstige Lage in der gemäßigten Zone; es eignen sich deshalb Angaben über die Bevölkerungsentwickelung europäischer Kolonien in tropischen Ländern noch besser zu einem Vergleiche.

Die tropische, zu Frankreich gehörige, 45 □Meilen große Insel Réunion zählte 1847 unter einer Gesammtbevölkerung von 103,284 Köpfen nahezu $^1/_3$ Weiße, nämlich 31,218. Mag sich auch gegenwärtig dieses Verhältniß infolge der starken Kuleinwanderung zu Ungunsten der Weißen verschoben haben, so wird man doch wenig fehlgreifen, wenn man für letztere immer noch

[1]) O. Delitsch, Nachträge und Ergänzungen zu Afrika. S. 445.

[2]) Gumprecht, Afrika S. 180 u. K. Andree, Geographie des Welthandels, 2. Bd. S. 85. Stuttgart 1863—72.

20 % annimmt.[1]) Auf den beiden spanischen Inseln Cuba und Portorico finden sich gegenwärtig 53 %, resp. 52 % und auf Martinique und Guadeloupe immer noch 7½ % Weiße.[2])

In Angola aber beträgt nach vielhundertjähriger Kolonisation die Zahl der Europäer nur ¹/₁₀ %.

Wenn man den größeren oder geringeren Werth einer Kolonie einestheils nach der Zunahme der Ansiedler, anderntheils nach der Handelsbewegung, vorzüglich der Ausfuhr bemißt, so erscheint Angola als eine der kläglichsten Kolonisationen des gesammten Erdballs.

Vom 1. Juli 1848 bis 30. Juni 1849 exportirte Angola nur 1969 Centner Elfenbein, 8111 C. Palmöl, 836 C. Kaffee, 4910 C. Gummi, 1653 C. Wachs, 2686 Stück Häute und 630 Tons Orseille. Der Werth dieser Artikel wurde zu 2,075,560 M. berechnet.[3]) Ueber die Ausfuhr der letzten Jahre besitzen wir leider kein statistisches Material; nur über den Export der Baumwolle, der einen vielversprechenden Aufschwung genommen hat, ist uns durch Bourdiol Aufschluß gegeben worden. Nach ihm wurden 1859 nur 45,000 Kgr., 1863 schon 115,000, 1865 aber ½ Mill. Kgr. Baumwolle den europäischen Märkten zugeführt.[4]) Aber für ein solch' reiches Land ist auch diese Ausfuhr viel zu gering und armselig; im Vergleich zu anderen tropischen Kolonien müßte man wenigstens das zehnfache erwarten.

Für das kleine Mauritius wurde 1847 die Handelsbewegung zu 55,335,000 M., 1860 zu 97,515,000 M., 1862 zu 98,640,000 M. berechnet, und die Ausfuhr überwog die Einfuhr um ein Beträchtliches.

Auf Réunion waren Export und Import von 30,650,000 M. im Jahre 1847 auf 46,350,000 M. im Jahre 1856 und auf 75 Mill. M. im Jahre 1860 gestiegen.[5]) Und doch hat Réunion

[1]) Gumprecht, Afrika S. 353. O. Delitsch, Nachträge und Ergänzungen zu Afrika, S. 499.

[2]) „Aus allen Welttheilen" 1873, S. 354—355.

[3]) Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika. Aus dem Engl. von Dr. H. Lotze. Leipzig 1858. 2. Bd. S. 86.

[4]) K. Andree, Geographie des Welthandels. 2. Bd. S. 86.

[5]) O. Delitsch, Nachträge und Ergänzungen zu Afrika. S. 499.

nur etwa den zehnten, Mauritius etwa den sechsten Theil der Bevölkerung Angolas.

So wird es niemand wundern, daß Angola der portugiesischen Regierung nur wenig Gewinn abwirft, in vielen Jahren sogar noch eine Zubuße verlangt, die in der Periode von 1844—45 337,050 M.[1]), von 1871—72 aber nicht ganz 85,000 M. betrug.[2])

Am besten Hafen der gesammten Westküste mußte sich der Hauptort der portugiesischen Kolonie entwickeln. Loanda, schon 1578 gegründet, ist nach den Schilderungen von Güßfeldt[3]) eine Stadt mit 2000 Weißen[4]) und etwa 12,000 Negern und Mulatten, geschützt durch 2 Citadellen. Auf der Höhe liegen alle Regierungsgebäude, unter denen besonders die Paläste des Gouverneurs und des Bischofs hervorstechen, dann die Kirchen und das Hospital. Unmittelbar am Hafen hat sich die kaufmännische Bevölkerung angesiedelt und am Ostende breitet sich die Negerstadt mit ihren viereckigen Lehmhütten aus. Die Hauptstraßen sind gepflastert; viele Häuser bestehen nur aus dem Erdgeschoß, nicht wenige haben aber ein erstes Stockwerk aufgesetzt. Die große Unreinlichkeit auf Straßen und Plätzen ist ein charakteristisches Merkmal aller portugiesischen Ansiedlungen. Wenn die Hauptstadt des Landes nicht gerade einen ungünstigen Eindruck auf den ankommenden Europäer ausübt, so bieten hingegen alle übrigen Orte, mögen sie am Meere oder in den Binnenlandschaften liegen, ein Bild des Elends, der Erbärmlichkeit und des zunehmenden Verfalls. — Den nördlichen Vorposten der portugiesischen Besitzungen bildet unter dem 7° s. B. Ambriz am

[1]) Nach Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in S.-Afrika, 2. Bd. S. 87 betrug im Gouvernement Angola:

1844—45	die Totaleinn.	733,796 M.	die Gesammtausg.	1,070,845 M.
1845—46	"	1,217,299 M.	"	1,133,908 M.
1846—47	"	1,044,947 M.	"	1,043,610 M.
1847—48	"	1,075,097 M.	"	1,068,808 M.
1848—49	"	1,025,973 M.	"	1,013,723 M.

[2]) R. Andree, Angola (im Lexikon v. Meyer, 1. Bd.)

[3]) Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft S. 205.

[4]) Nach der Zählung von 1850—51 lebten nur 830 Weiße in der Hauptstadt (Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika 2. Bd. S. 41); die Zahl 2000 ist zu hoch gegriffen und beruht nur auf allgemeiner Schätzung.

Flusse gleichen Namens.[1]) Erst 1855 gegründet, hat der Ort nur einige Bedeutung durch die zahlreichen Faktoreien englischer und nordamerikanischer Kaufleute, welche hier Elfenbein und Kupfererze verladen. Von Seiten der Regierung sind nur Fort, Zollhaus und Kirche, die Wahrzeichen aller portugiesischen Kolonisation, gewissenhaft errichtet worden, im Uebrigen hat man sich nicht um die Entwickelung des Ortes gekümmert.

An einem trefflichen, aber nicht bequem zugänglichen Hafen, in einem reizenden, aber überaus ungesunden Thalkessel ist Benguela gelegen. 1858 zählte der Ort 1500 Einwohner; davon waren mindestens $^3/_4$ freie Neger. Die 100 Mann starke Besatzung bildet das Hauptcontingent der weißen Bevölkerung. Von den wilden Jaggas 1838 zerstört, hat sich die Stadt nie wieder erholt, trägt vielmehr die Spuren des fortschreitenden Verfalls, seitdem der Sklavenhandel abgeschafft wurde. Der größte Theil der Häuser ist unbewohnt; in vielen hübsch angelegten europäischen Gebäuden haben sich Neger eingenistet und das Aeußere derselben mit ihrem barocken Geschmacke verunziert. Nur als Endpunkt der aus dem Innern kommenden Karawanen hat Benguela noch einige Bedeutung.[2])

Verhältnißmäßig am besten hat sich das 1840 erst angelegte Mossamedes entwickelt. Es liegt in einer an Hilfsquellen reichen, gesunden und sehr schönen Gegend am Meere unter $15^1/_4{}^0$ s. Br. und besitzt einen guten Hafen. Um diese Stadt nehmen die Pflanzungen allmählich zu, was auf deutsche Auswanderer, die nach Argentinien bestimmt waren, aber an der Küste scheiterten und von der Regierung günstige Bedingungen für ihre Ansiedlung erhielten, zurückzuführen sein dürfte.[3])

An diese vier Hauptplätze der Küste reihen sich die mehr oder weniger bedeutungslosen Ortschaften im Binnenlande an. Der östlichste Punkt der Portugiesen ist Cassange; seine 40 Faktoreien gedeihen sehr gut unter dem Schutze zweier Forts. Gleichfalls durch starke Befestigungen gedeckt ist Pungo Andongo in der Nähe des Coanza. Caconda, 35 Meilen von der Küste entfernt, zeigt heute dieselben Spuren des Verfalls wie Benguela, und

[1]) Bastian, Ein Besuch in San Salvador. Bremen 1859. S. 25—27.
[2]) Petermann's „Mittheilungen" 1861. S. 146.
[3]) Bastian, Ein Besuch in San Salvador. S. 241.

doch setzte man vor 30 Jahren große Hoffnungen auf die Zukunft dieses Ortes, der im Verkehre nach dem Zambesi eine wichtige Rolle spielen sollte.[1]) Dondo, der Endpunkt der Dampferlinie auf dem Coanza, in einem sumpfigen Thalkessel gelegen, von jeglichem Zuge frischer, gesunder Luft abgeschnitten, von pestilenzartigen Dünsten durchhaucht und von glühenden Sonnenstrahlen versengt, wird nur des Handels wegen festgehalten.[2])

Außer diesen „Städten" werden sich nur mit Mühe 10—15 weitere Ortschaften ermitteln lassen, in denen Portugiesen ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Es ist dieser Umstand ebenso sehr dem Mangel an Thatkraft, als der großen Unsicherheit zuzuschreiben, die im Gebiete der Kolonie herrscht. Ganz sicher, an der Küste wie im Innern, fühlen sich die Portugiesen nur so weit, als die Kanonen der Forts reichen.

Fragt man nun nach der Ursache dieses kläglichen Resultates der portugiesischen Kolonisation, so kommen im Wesentlichen nur drei Faktoren in Betracht: das Klima, die Kolonisten selbst und die einheimische Bevölkerung.

In der flachen Küstenzone ist die Temperatur drückend heiß und steigert sich bis zur Unerträglichkeit an Plätzen, wo hohe Felswände oder dichte Urwälder die Circulation der abkühlenden Seewinde hemmen. Am heißesten sind die Mündung des Congo und die beckenartig eingeschlossenen Handelsplätze Benguela und Dondo. Hier steigert sich die Temperatur im October und November auf 30—40 ° C., während in Loanda, das nur 70 Meilen vom Aequator entfernt liegt, das Thermometer kaum mehr als 27—28° C. zeigt.[3]) Nachts greift jedoch eine bedeutend tiefere Temperatur Platz; bisweilen kommen Unterschiede von 10—12° vor. Dieses tägliche Schwanken, wie der Umstand, daß die ausgedehnten Sümpfe am Unterlaufe des Congo und Coanza und die morastigen Ränder aller übrigen Küstenflüsse bei der intensiven Hitze und der raschen Verwesung der Thier- und Pflanzenstoffe die schädlichsten Ausdünstungen hervorrufen und fördern,

[1]) Oberländer, Vom Senegal bis Benguela. Leipzig 1874. S. 454—455.
[2]) Soyaux, Flußbilder aus dem tropischen Westafrika, „Ausland" 1877. S. 36.
[3]) Gumprecht, Afrika. Leipzig 1866. S. 173.

bewirken, daß Europäer, selbst Portugiesen, die doch in ihrer Heimath eine mittlere Jahrestemperatur von 15° C. bequem ertragen, in dem Küstenstriche zwischen dem Aequator und Benguela den klimatischen Einflüssen schnell unterliegen. Das Klima ist so mörderisch, daß europäische Frauen selten den Jahrestag ihrer Ankunft erleben. Benguela mit einer mittleren Jahreswärme von 21—23° C. wird von den Portugiesen selbst als „Hölle" bezeichnet und nicht mit Unrecht, denn von den weißen Soldaten sterben während der großen Regenzeit im März und April regelmäßig $^2/_3$, und 1835 gab es nach 200jährigem Besitz der Portugiesen außer der Garnison nur 11 weiße Bewohner. Von allen nach Benguela kommenden Europäern sterben 95 % binnen 3 Jahren am Fieber und Abdominaltyphus hinweg, und die übrigen 5 % werden nie wieder gesund.[1]) Selbst die einheimischen Neger werden vom Fieber ergriffen und hinweggerafft. Magyar entwirft ein grauenvolles Bild von der Wirkung des Klimas auf den Körper des Weißen.[2]) „Ein 25jähriger Mann, wenn er sich durch einen zweijährigen Aufenthalt, gewöhnlich nach vielen Leiden, endlich akklimatisirt hat, sieht wie ein 35jähriger aus; bleibt er aber 8 oder 9 Jahre hindurch fortwährend hier, so nimmt er gewöhnlich die Gestalt eines körperlich und geistig gebrochenen Greises an mit weißen Haaren, ausgefallenen Zähnen und eingesunkenem Gesicht. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß hier die europäische Generation gewöhnlich binnen 10—12 Jahren gänzlich ausstirbt." Loanda wie die Loangoküste sind nicht so ungesund, aber vom Fieber bleibt auch hier kein Weißer verschont. Das haben Du Chaillu und Tuckey gerade so empfunden, wie Bastian und Güßfeldt. Unter solchen Verhältnissen können sich im günstigsten Falle einzelne Europäer wohl eingewöhnen, wie die Missionare, welche bei ihrem einförmigen Leben nicht direkt gegen das Klima anzukämpfen haben, die weiße Rasse als solche kann es niemals, am allerwenigsten vermögen es weiße Frauen, deren nur etwa 200 in ganz Angola leben. Die Portugiesen gehen deshalb zahlreiche Verbindungen mit Negerinnen und Mulattinnen ein. Dies hat eine starke

[1]) K. Andree, Geographie des Welthandels. 2. Band. S. 88.
[2]) L. Magyar, Reisen in Süd-Afrika. Pesth 1859. S. 11—12.

sittliche Verderbniß zur Folge, denn die Verbindungen führen nur in den seltensten Fällen zur Ehe. Alle Versuche der portugiesischen Regierung, die heimische Auswanderung von Brasilien weg — dorthin gehen jährlich etwa 15,000 Köpfe — und nach Angola zu leiten, sind gescheitert. Um nun der Kolonie die nöthigsten weißen Arbeiter und Beamten zuzuführen, hat man zu dem Mittel der Deportation gegriffen; eine constante europäische Bevölkerung kann sich bei dem furchtbaren Klima niemals bilden. Als Grundübel der Kolonie tritt ein beständiges Wechseln der Beamten, der Garnisonen und der Kaufleute auf; ein festes System der Verwaltung ist deshalb nicht möglich. Von Ackerbau durch Europäer kann selbstverständlich nicht die Rede sein; ein Weißer, der versuchen wollte, auf freiem Felde zu arbeiten, beginge Selbstmord.

Von der Salinaspitze bis zur Grenze des tropischen Afrika im Süden ist der trockene, sandige Küstenstrich weit gesünder:[1]) Mossamedes zeichnet sich durch sein selbst dem Europäer zusagendes Klima aus. Noch günstiger wird das Klima des inneren Hochlandes geschildert; doch gedeihen auch hier die portugiesischen Niederlassungen nicht besser, als an der Küste.

Dem Klima ist deshalb nicht allein die Schuld am Verfall Angolas zu geben. Es müßten sonst die niederländischen Kolonien auf den Sundainseln, die der Engländer im tropischen Asien und Amerika, vor allem aber die blühenden Faktoreien an der Loangoküste einem gleichen Schicksal entgegen gehen. Die Portugiesen selbst tragen einen guten Theil der Schuld und beweisen wiederum aufs neue, daß sie zu einer rationellen Kolonisation gerade so wenig Fähigkeit und Geschick besitzen, als alle übrigen Völker der romanischen Gruppe. In früheren Jahrhunderten haben sie ganz und gar nichts für ihre Niederlassungen gethan. Freilich brachte damals der Sklavenhandel ungeheure Summen ein, ohne doch eine nennenswerthe Capitalanlage zu verlangen.[2]) Mit europäischem Tand bezahlte man Hunderte von Negern, für welche man keine Trägerkarawanen nöthig hatte,

[1]) Gumprecht, Afrika, S. 173.
[2]) In den Jahren von 1818—1844 erhob die portug. Regierung an Sklavenzöllen nicht weniger als 730,439 Milreis, von 1844—1849 jedoch nur noch 25,756 Milr. (Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in S.-Afrika. 2. Bd. S. 87.)

denn unter allen Waaren verfrachten sich Sklaven am leichtesten und billigsten. In einem Zeitraume von nahezu 400 Jahren ist für Verbesserung der Häfen, für Ausbaggerung der Flüsse fast nichts geschehen; weder Straßen noch Brücken sind gebaut worden. Im ganzen Gebiete der Kolonie giebt es nur solche Wege, auf denen Wagentransporte beinahe unmöglich sind. Die oftmals nur 1—2 Spannen breiten Pfade winden sich steile Bergketten hinauf und hinab, ziehen sich in dünnen Linien über Sümpfe und durch dicht verwachsene Wälder und führen da, wo sie auf Flüsse treffen, nur in seltnen Fällen über leidliche durch Neger erbaute Holzbrücken. Meist muß der Reisende durch die Fluth waten oder bei größeren Strömen auf Flößen übersetzen.[1]) Für Ausbreitung der Kultur unter den rohen Küstenvölkern ist erst recht nichts geschehen. Die vermeintliche Bekehrung der städtischen Negerbevölkerung zum Christenthume ist eine rein nominelle. Was die Kolonie den Portugiesen verdankt, beschränkt sich auf die Gründung von Niederlassungen, den Bau von Regierungsgebäuden, Kirchen und Zollhäusern, die Anlegung schützender Forts und die Einrichtung einer Dampferlinie auf dem Coanza.

Ein merkwürdiges Ungeschick und ein gänzliches Ignoriren aller klimatischen Verhältnisse hat die Regierung bis in unser Jahrhundert herein beim Gründen neuer Handelsplätze an den Tag gelegt. Wenn man die beiden Orte Benguela und Dondo ins Auge faßt, so scheint es, als hätten die Portugiesen so lange auf dem großen Raume herumgetastet, bis die ungesundesten Punkte nicht nur ganz Afrikas, sondern des ganzen Erdkreises glücklich gefunden waren. Leider besitzt auch heute die Regierung noch nicht so viel Energie, Orte, die sie selbst als „Hölle“ und „Backofen“ bezeichnet, ganz aufzugeben, um dafür gesündere Punkte im Inneren zu besiedeln. Welch ein Gegenbild hierzu bietet das Verfahren der Holländer auf Java, wo man die fieberreiche Hauptstadt Batavia zu Gunsten Surabayas dem langsamen Verfall preisgab, um Tausenden das bedrohte Leben zu retten.

Nie hat die portugiesische Regierung Versuche von Pflanzungen unterstützt. Die größte Plantage der Kolonie, bei Bom Jezus

[1]) Oberländer, Vom Senegal bis Benguela. S. 411.

am Coanza, einem portugiesischen Privatmanne gehörend und unter der energischen unmittelbaren Leitung eines Deutschen stehend, wird ihrer Großartigkeit und ihrer tüchtigen Verwaltung wegen leider neidlos als einzig in der Provinz Angola gepriesen. Weithin dehnen sich die fruchtbaren Flächen aus, bebaut mit Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak und Mais, bearbeitet durch Hunderte von Schwarzen, die durch die Milde ihres Herrn ein frohes Leben führen.[1])

In letzter Linie haben die Eingebornen das Aufblühen der Kolonie verhindert. Auf der Ostseite vom Aequator bis zum Cap, auf der Westseite sogar bis zum 5° n. Br. reichend, sitzen in Süd-Afrika die den Sudan-Negern hinsichtlich der Körpermerkmale ganz gleichen, hinsichtlich der Sprache aber von ihnen verschiedenen Bantú-Völker, in Ost-, Binnen- und Weststämme zerfallend. Mit einigen der Weststämme, namentlich den Congonegern, kamen die Portugiesen in Berührung. Aber nicht einmal die Negerstämme in der Nähe der Hauptstadt, geschweige denn die südlich um Benguela, östlich um Dondo und Cassange, nördlich um Ambriz, sind bezwungen worden, der beste Beweis für die große Schwäche der Portugiesen. Benguela wurde 1858 von den wilden Jaggas gänzlich zerstört; ein gleiches Schicksal erlitten alle Faktoreien südlich dieser Stadt. Nur mit dem Aufwande aller Mittel der Vertheidigung haben sich die Portugiesen der wilden, kriegslustigen Negerschwärme bisweilen erwehren können. Noch im Jahre 1872 vermochte die Regierung nicht, den Aufstand der Dembos in nächster Nähe der Hauptstadt gänzlich zu dämpfen.[2]) Ganz besonders feindselig zeigen sich die Congovölker; sie leisteten bisher dem Eindringen der Weißen den erfolgreichsten Widerstand. Daß unter solchen Umständen im günstigsten Falle nur von einer Gewöhnung an europäische Bedürfnisse und Waaren, in keinem Falle aber von Civilisation die Rede sein kann, wird nur der bestreiten, der über den Erfolg von Civilisationsbestrebungen unter Naturvölkern noch nicht unterrichtet ist.

[1]) Soyaux, Flußbilder aus dem tropischen Westafrika „Ausland“ 1877. S. 3.

[2]) Petermann's „Mittheilungen“. 1873. S. 70.

II. Die europäische Kolonisation an der Ostküste und am Zambesi.

Ein noch kläglicheres Resultat weist die zweite Gruppe der europäischen Kolonisation auf. Vom 10—26° s. Br., vom Cap Delgado bis zur Delagoabai, nehmen die Portugiesen die 260 Meilen lange Ostküste, wie auch das gesammte Gebiet am Zambesi von der Mündung bis Zumbo in Anspruch. Um zu ermitteln, ob dieser Theil Afrikas ein günstiger Boden für europäische Kolonisation sei, brauchen wir nach den vorher angestellten Erörterungen unser Augenmerk hier nur auf Verkehrsverhältnisse, Klima, Produkte und die eingeborne Bevölkerung zu richten. Zunächst kommen die größere oder geringere Anzahl guter Häfen und die schwerere oder leichtere Zugänglichkeit der Küste in Frage.

Jede Karte belehrt uns, daß von der niedrigen Landzunge des Cap Delgado bis zum südlichen Wendekreise der Ostküste tiefe, einschneidende Busen vollständig fehlen. Als größte der Einbiegungen erscheint der völlig offene Busen von Sofala. Der gleichfalls offene Busen von Mozambique gewährt durch die kleinen in ihm liegenden Inseln den Schiffern einen sichern Ankerplatz. Die einzigen geschlossenen, als gute Häfen nutzbaren Baien sind der Pombabusen (12° 56′ s. Br.) und der Almeydahafen (13°, 255′ s. Br.)[1])

Der Küstensaum ist reichlich versorgt mit gefährlichen Stellen: auf den Untiefen südlich von Mozambique gehen alljährlich einige Schiffe zu Grunde, und die Flußmündungen verhindern ihrer starken Versandung wegen die Zugänglichkeit der Küste in hohem Grade.

An größeren wie kleineren Flüssen ist die Ostküste ebenso reich als die Westküste. Die dem indischen Ocean entsteigende Feuchtigkeit wird durch den Süd-Ostpassat fortgetrieben, staut sich an dem aufgerichteten Ostrande des südafrikanischen Hochlandes und verdichtet sich hier in den kühleren Höhen zu Regen.

Leider ist von den Strömen zweiten Ranges kein einziger für umfassende Schifffahrt tauglich. Besitzt er eine hinreichende

[1]) Gumprecht, Afrika S. 125.

Wasserfülle, um selbst Schiffe mit mehreren hundert Lasten zu tragen, wie der Rufuma, so verwehren mächtige Katarakten im Gebirge den Zugang ins Innere,[1]) und sollten bei kleineren Strömen, wie beim Angoscheo, Gawouro und Sabia, etwa Katarakten fehlen — leider besitzen wir noch keine Kunde hierüber — so sind doch die Mündungen durch starke Sand- und Schlammablagerungen, die nur durch ein starkes Gefälle des Wassers im Mittel- und Oberlaufe sich erklären lassen, gesperrt.[2]) An beiden Uebeln leidet der mächtige, wasserreiche Zambesi, doch nicht in dem Maße, daß alle Schifffahrt verhindert würde. Von den 7 Armen seines Deltas sind 2 unter Vorsicht mit Dampfern zu befahren; sogar bis nach Tete, der vorletzten der portugiesischen Niederlassungen, können sich Schiffe wagen, weiter stromaufwärts setzen aber zahlreiche Stromschnellen und Wasserfälle jedem Flußverkehr kaum zu überwindende Schranken.[3])

Straßen oder auch nur fahrbare Wege finden sich im portugiesischen Gebiet der Ostküste ebenso wenig als in Angola, Es kommt aber dabei in Betracht, daß sich die Herrschaft der Portugiesen streng auf die Küste und nur wenige Punkte am Zambesi beschränkt, und leicht zu erklären ist es, daß unter solchen Umständen die Regierung die Herstellung von Wegen als absolute Nothwendigkeit nicht anerkannt hat. Da der Neger nie auf die Idee gekommen ist, den einheimischen Elephanten zu zähmen, da ferner europäische Haus- und Lastthiere, wie Pferde, Esel, Maulthiere und Ochsen, theils dem mörderischen Klima, theils den giftigen Bissen der Tsetsefliege erliegen, vermitteln die Neger selbst als Lastträger den Verkehr zwischen Küste und Binnenland. Durch solche Trägerkarawanen wird nun freilich das Reisen außerordentlich erschwert und ein rascher Verkehr ganz unmöglich gemacht; häufig genug beklagen sich Erforscher, wie Livingstone, Stanley und Cameron, über die Unzuverlässigkeit der schwarzen Träger, erkennen aber auch die hohe Treue einzelner als Ausnahme rühmend an.

[1]) H. Waller, Letzte Reise v. David Livingstone in Central-Afrika v. 1865—1873. Hamburg 1875. S. 61—62. 67. 72. 90.

[2]) Gumprecht, Afrika. S. 130.

[3]) Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika. 2. Bd. S. 265.

Die nutzbringenden Produkte gleichen in ihrer Mehrzahl denen Angolas. Aus dem Thierreiche bringt man Elfenbein und Häute in den Handel. Gold gewinnt man in größerer Menge in Manica[1]) und Sofala. Mächtige Steinkohlenlager, die allerdings noch unangebaut liegen, aber dereinst für die Cap-Kolonie, wie für alle Hafenplätze des indischen Oceans von großem Vortheile sein möchten, hat Livingstone bei Senna und Tete[2]), wie auch am Rufuma entdeckt.[3]) Die Handelsartikel aus dem Pflanzenreiche sind dieselben, wie die an der Westküste. Deshalb erkennen wir auch jetzt, warum die Portugiesen nie den ernstlichen Versuch gemacht haben, ihre westlichen Kolonien mit den östlichen direkt durch eine Reihe befestigter Stationen zu verbinden. Zwischen Ländern und namentlich Kolonien mit gleichen Produkten findet Handel nur in beschränktem Umfange statt. Vielleicht würde die Aufschließung des südafrikanischen Innern hundert Jahre früher erfolgt sein, wenn beide Küsten verschiedene Rimessen zu bieten vermocht hätten. Dann wäre der Plan des alten, weltentdeckenden Portugal, West- und Ostküste auf dem Landwege in Verbindung zu bringen, in mehr oder weniger großem Maßstabe ausgeführt worden. Dann hätten kühne Männer, deren Ausdauer wir die Kenntniß des Innern Afrikas bis auf ein noch unerforschtes Gebiet von 56—66,000 □Meilen verdanken, eine Reihe Stationen zur Ausrüstung und Zuflucht vorgefunden, und der unentdeckte Kern, von dem wir nur wissen, daß er von den mächtigen Wasseradern des Congo, Ogoweh und Uelle durchströmt wird, von dem wir vermuthen, daß in ihm liegende große Seenbecken die furchtbaren tropischen Regen auffangen, wäre heute keine terra incognita mehr. So läßt sich die Thatsache, daß noch $^1/_9$ des afrikanischen Continents der Wissenschaft und dem Welthandel verschlossen ist, neben vielen andern Ursachen auch auf die Gleichförmigkeit der nutzbringenden Produkte der beiden portugiesischen Küsten zurückführen.

Das Klima der portugiesischen Kolonie im Osten gleicht dem der Westküste. Die Küste ist ungemein heiß; die Hochländer er-

[1]) Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika, 2. Bd. S. 297.

[2]) Livingstone, ibidem, S. 293.

[3]) H. Waller, Letzte Reise von D. Livingstone in Centralafrika. 1. Bd. S. 110.

freuen sich dagegen einer gemäßigten Temperatur. In den ebenen, niedrigen Küstenstrichen entwickelt sich fortwährend die schädliche Malaria aus Sümpfen und stehenden Gewässern, worin die Abfälle der üppig wuchernden Vegetation sich in beständiger Gährung und Zersetzung befinden. Die Malaria macht die Atmosphäre so ungesund, daß am unteren Zambesi selbst die Eingebornen dadurch leiden und manche Striche gänzlich meiden. Für Europäer wird die gesammte Küste, wie mancher Punkt am Zambesi, zum Kirchhof. Darum sind alle Versuche der portugiesischen Regierung, dauernde Niederlassungen von Weißen zu gründen, von geringerem Erfolg gewesen, als in Angola. Das Klima wirkt so tödtlich, daß von 100 Europäern in den Küstenplätzen nur 5 das fünfte Jahr ihres Hierseins erleben, und daß von einer um das Jahr 1840 aus Lissabon an die Mündung des Zambesi gesandten Expedition von Truppen nach Jahresfrist kaum einer mehr am Leben war.[1]) Deshalb dienen die portugiesischen Besitzungen der Ostküste nur als Verbannungsorte: alle Soldaten und niederen Beamten sind Deportirte. Gumprecht berechnet die Zahl der Europäer nur auf 150, und diese Angabe verdient vollen Glauben.[2])

Die schwarzen Mozambiquevölker machen den Portugiesen ebenso viel Noth, als die Bunda- und Congovölker der Westküste. Vom Cap Delgado bis zur Mündung des Zambesi haben sich die Portugiesen nur an etwa einem Dutzend Punkten festhalten können; von einer Herrschaft über das Binnenland auf dieser Strecke darf nicht die Rede sein. Am Zambesi vermögen sich die wenigen Niederlassungen nur mit Mühe der kräftigen Urbevölkerung zu erwehren.[3]) So ist die beanspruchte Herrschaft über ein Gebiet von 18,000 □Meilen mit 300,000 Unterthanen nicht eine faktische, sondern nur nominelle.

Die portugiesischen Handelsplätze der Ostküste und am Zambesi sind noch bedeutungsloser, als die Angolas. Das aufblühende Zanzibar hat fast den gesammten Handel der südtropischen Ostküste an sich gezogen und Orte wie Ibo, Mozambique,

[1]) Gumprecht, Afrika. S. 130.

[2]) ibidem, S. 131.

[3]) Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in S.-Afrika. 2. Bd. S. 289—291. 319.

Quelimane, Sofala und Inhambane vollständig niedergedrückt. Die drei hervorragendsten Ansiedlungen am Zambesi: Senna, Tete und Zumbo, verfielen im vorigen Jahrzehnte gleichfalls, und nur der neu erwachte Handelsgeist portugiesischer Kaufleute hat diesen Orten frisches Leben eingehaucht und das schon in Trümmern liegende Zumbo[1] 1865 wieder hergestellt, ja über diesen Platz hinaus fünf neue Faktoreien errichtet.[2] Nach diesen Erörterungen wird es glaubhaft erscheinen, daß die Kolonien der Ostküste der Regierung keinen Gewinn abwerfen, sondern jährlich noch etwa 105—126,000 M. Zubuße erfordern.[3]

III. Missionskolonien.

Die letzte Gruppe der europäischen Kolonisation im tropischen Süd-Afrika ist eine Schöpfung der letzten Jahrzehnte. Nicht aus Sucht nach Gewinn, wodurch die Faktoreien der Loangoküste und die portugiesischen Kolonien ihr Dasein erlangten, sondern aus dem Drange, den Bantu-Negern die Vortheile und Segnungen der europäischen Civilisation und des Christenthums zu bringen, entstanden inmitten der schwarzen Bevölkerung an anscheinend günstigen Punkten Missions-Stationen. Unweit des südlichen Endes des Schirwa-Sees wurde von Livingstone im Jahre 1861 die Kolonie Magomero in einer Höhe von 900 m. über dem Meeresspiegel gegründet.[4] Die Dauer dieser Station war des Fieberklimas wegen nur eine kurze: der Bischof erlag den Einflüssen des Fiebers und die Missionare, durch harte Arbeit um das tägliche Brot in den heißen Tropen entkräftet, zogen 1862 zurück, doch mit dem Bewußtsein, dem Sklavenhandel mit Erfolg entgegen gewirkt zu haben. Ein gleiches Schicksal hatte die Missionsstation Linyanti an einem Nebenflusse des oberen Zambesi. Durch das Hinwegsterben einer Reihe Missionare am Fieber im Jahre 1860 verlor sie ihren Halt

[1]) Livingstone, Missionsreisen u. Forschungen in Afrika. 2. B. S. 147.
[2]) Petermann's „Mittheilungen" 1873. S. 69.
[3]) Barth, Ost-Afrika vom Limpopo bis zum Somali-Lande. Leipzig 1875. S. 148.
[4]) Barth, ibidem, S. 242.

und zerfiel.[1]) Im Jahre 1876 ist am Südende des Nyassa die Missionskolonie Livingstonia gegründet worden. Young hat bereits von hier aus den ganzen See umfahren und rühmliche Erfolge bei Unterdrückung des Sklavenhandels errungen. Ob Livingstonia ein besseres Schicksal bereitet sein wird als Magomero und Linyanti, ob die großen Hoffnungen, welche die Gründung der Kolonie begleiteten, sich verwirklichen werden, läßt sich noch nicht ermessen. Es gewinnt allerdings den Anschein, als sollten die Pläne der Missionare gelingen; denn bereits hat die junge Kolonie eine Handelsunternehmung zweier Engländer an den Ufern des Sees ins Leben gerufen.[2]) Trotzdem dürfen die größten Feinde der Kolonie, das tropische Klima und die arabischen Sklavenhändler, welche letztere ihre alten Wege gestört finden, nicht unterschätzt werden.

Ueberblickt man nun die gesammte europäische Kolonisation im tropischen Süd-Afrika,[3]) so gelangt man zu folgenden Hauptresultaten: Der gealterten Kolonisation der Portugiesen, deren Geschichte nur zwischen Aufraffen und Versumpfen abwechselt, steht eine junge, aufstrebende gegenüber, alle Bedingungen zukünftiger Größe in sich schließend. Während die Portugiesen ihre Kolonisation nur mit Mühe zu behaupten und vor dem Verfall zu retten vermögen, schwingen sich die Handelsfaktoreien der Holländer, Engländer und Deutschen rasch empor und liefern einen neuen Beweis, daß unter allen Völkern der Welt die Germanen hinsichtlich ihrer Kolonisationsleistungen unübertroffen dastehen, selbst in Tropenländern mit mörderischem Klima. Es ist un-

[1]) Barth, Ost-Afrika vom Limpopo bis zum Somali-Lande. S. 206.
[2]) Petermann's „Mittheilungen" 1877. S. 39.
[3]) Die Grenzen des tropischen Süd-Afrika überschreiten zwar noch im Süden die vormalige Transvaal'sche Republik und im Norden die französische Kolonisation am Gabun; der Verfasser hat indessen von einer Behandlung auch dieser Kolonien absehen zu müssen geglaubt: 1) weil das Hauptgebiet der Transvaal'schen Republik der südl. gemäßigten Zone angehört und eine Schilderung des einzigen tropischen Distriktes Zoutpansberg, weil aus dem Zusammenhang gegriffen, zwecklos sein würde; 2) weil die Hauptorte der franz. Besitzungen am Gabun, Libreville und Glasstown, nördlich vom Aequator, außerhalb des südtropischen Afrika sich finden, die wenigen Faktoreien aber, die bis 1° 50′ s. Br. reichen, kaum dem Namen nach bekannt sind.

schwer zu erkennen, daß alle europäischen Niederlassungen im südtropischen Afrika vollständig den Charakter der **Handelskolonisation** an sich tragen, obwohl Versuche bewiesen haben, daß Plantagenbau durch Neger unter Aufsicht von Europäern nicht unmöglich sein würde. Zum Ackerbau durch Europäer fehlen als wichtigste Bedingungen ein gemäßigtes und gesundes Klima, natürliche und künstliche Verkehrswege, europäische Zugthiere und zur Abtretung von fruchtbaren Landstrichen bereitwillige Negerstämme. Eine Masseneinwanderung zum Zwecke der Ackerbaukolonisation wäre deshalb verfehlt und widersinnig.

IV. Projecte für die Zukunftskolonisation des tropischen Süd-Afrika.

Alle Projekte, die auf eine vollständige Erschließung Central-Afrikas für Wissenschaft, Christenthum, Civilisation und Welthandel abzielen, lassen sich erst auf die Zeit zurückführen, als kühne Reisende tief in das central-afrikanische Hochland eindrangen, es von Meer zu Meer durchzogen und die Welt mit der Ueberfülle der dortigen Produkte bekannt machten. Als der erste Träger dieses großen Gedankens ist der edle Livingstone zu verzeichnen. Ihn hatte sein Beruf als Missionar die niedrige Kultur der Bantú-Völker, wie auch die Leiden der unmenschlich behandelten Sklaven kennen gelehrt. Seine Ideen fielen aber nur bei englischen Missionsgesellschaften auf fruchtbaren Boden und wurden übrigens bespöttelt und als Phantastereien betrachtet. 1876 erst, bevor noch Cameron nach seiner Durchkreuzung des afrikanischen Continents die Uebermächtigkeit der nutzbringenden tropischen Vegetation, ihren ungeheuern Werth für europäische Märkte verkündet, entfaltete sich eine neue Bewegung, ausgehend auf Ausbreitung der Kultur und des Handels in den neuentdeckten und noch zu erforschenden Gebieten Central-Afrikas. Nicht weniger als 4 großartige Projekte haben heute schon greifbare Gestalt angenommen und stehen hart an der Stufe der Verwirklichung. Es sind die Pläne dreier Missionsgesellschaften, des Lieutenant Cameron, des ehemaligen Generalconsuls Sturz und der Brüsseler Conferenz.

Livingstone wiegte sich in der Hoffnung, durch gute und dauerhafte Handelsstraßen ins Innere, wie durch Errichtung von Stationen, in welchen ein für Weiße und Schwarze segensreicher Handel stattfinden müsse, dem Sklavenhandel schnell ein Ende bereiten zu können.[1]) „Wir müssen die Afrikaner nöthigen, für unsere Märkte zu arbeiten; das ist nächst dem Evangelium das beste Mittel, sie zu heben. Sie mögen uns Rohstoffe für unsere Fabrikate liefern. Ihre Länder eignen sich besonders für die Baumwollenkultur; man gebe ihnen guten Samen und die Gewißheit des Absatzes und sie werden sofort unsere Freunde sein. Sie erkennen ohne Schwierigkeit, wie viel vortheilhafter es sei, Kattun und andere hochgeschätzte europäische Waaren gegen Landesprodukte anstatt mit lebendem Menschenfleisch einzuhandeln. Civilisation, Handel und Gewerbe, das Verlangen nach einem behaglicheren Leben und den höheren Freuden und Genüssen desselben sind gerade die Grundlagen und Vorbedingungen der Bekehrung zum Christenthume." Die praktische Erprobung von Livingstones Ideen — in den früher erwähnten Missionskolonien Magomero und Linyanti ist sie zu suchen — ergab freilich einen Mißerfolg und mußte ihn wegen Nichtbeachtung der ungesunden Lage beider Orte ergeben.

Bereits an der Ostküste Süd-Afrikas gelandet[2]) und schon auf dem Wege nach den Seen sind die Expeditionen der drei Missionsgesellschaften, welche nochmals Livingstones Lieblingsgedanken auszuführen beabsichtigen. Ihr Ziel ist kein geringeres, als das ganze Terrain der großen afrikanischen Binnenseen möglichst schnell durch lebhafte Dampfschifffahrt zu erschließen, an ihnen Vororte zu gründen für ein weiteres Eindringen in die noch unbekannten Gebiete, den Sklavenhandel mit Nachdruck zu beseitigen und die Eingebornen zu einem legitimen Handel zu erziehen, wie auch das Evangelium in praktischer Weise nur in seinen wohlthuenden Früchten zu vergegenwärtigen. So gedenken der Bischof Steere und die „Universities Mission" am

[1]) Barth, Ost-Afrika vom Limpopo bis zum Somali-Lande. S. 29.

[2]) Die nach dem Ukerewe bestimmte Missionsabtheilung hatte schon Anfang October 1876 Mpwapwa erreicht, hier eine Station errichtet und war dann weiter nach dem See aufgebrochen (Petermann's „Mittheilungen" 1877. S. 116—117.)

Nordende des Nyassa, die „Church Missionary Society“ in Uganda und Karague am Ukerewe, die „London Missionary Society“ in Ubschidschi am Tanganjika Missionskolonien zu errichten, dauernde Verbindungen mit der Küste anzustreben und die Eingebornen durch Einführung europäischer Kultur für das Christenthum vorzubereiten.[1])

Cameron, dessen Zug von Zanzibar nach Benguela einzig dasteht, dessen Entdeckungen aber überschätzt werden, da durch ihn der unbekannte Kern Afrikas nur etwa um 400 □ Meilen verringert worden ist, äußert sich in seinen Briefen und Vorträgen zwar nicht in gleicher, aber auch nicht in allzu verschiedener Weise über Ziele und Mittel einer Kolonisirung. Auch er will zunächst den Sklavenhandel zu Gunsten eines legitimen Handels mit den Eingebornen beseitigt wissen.[2]) Zu diesem Zwecke sollen an geeigneten Punkten Stationen errichtet werden, beschützt von 500—600 indischen Soldaten unter der Aufsicht einer genügenden Anzahl Europäer. Zwei oder drei Schiffe von je 30 Tonnen, auf dem Tanganjika stationirt, hätten den Sklaventransporten Einhalt zu thun, und die kleinen Kriege, durch welche Sklaven erbeutet werden, gänzlich zu verhindern. Eine Commission verschiedener Großmächte müßte weitere Mittel suchen, durch welche der Fluch Afrikas entfernt werden könne; denn statt ihm seine besten Kräfte zu entziehen, bedürfe es einer weit größeren Bevölkerung, als der gegenwärtigen, um die ungeheuern Reichthümer des Bodens auszubeuten. Mit den befreiten Sklaven seien Kolonien zu gründen, die erst unter europäischen Schutz gestellt, sich bald selbst erhalten und schützen könnten. Durch gesteigerte und verbesserte Transportmittel und gute Anbaumethoden glaubt Cameron den Handel binnen wenigen Jahren zu verdoppeln und verdreifachen. Baumwolle, Copal, Gummi, Kaffee, Zucker, Reis, Weizen, Palmöl, Erd- und Muskatnüsse, welch letztere er auf seiner Reise wie Eicheln auflas, sollen als Zukunftsexportartikel theils auf Eisenbahnen vom Tanganjika nach der Ostküste, theils auf den zwei natürlichen Wasserstraßen des Congo und Zambesi, welche durch einen 35—50 Kilometer

[1]) F. Sturz, der wiedergewonnene Erdtheil ein neues gemeinsames Indien. Berlin 1876. S. 7—8.

[2]) Sturz, ibidem, S. 20—21.

langen Kanal leicht zu verbinden seien, bis ans Meer verfrachtet werden. Nach Anlegung der Haupteisenbahn wünscht Cameron Zweigbahnen nach dem Ukerewe, nach Urori, mit der Zeit auch nach dem andern Ufer des Tanganjika hergestellt zu sehen. Alle diese Projekte hätte eine große Gesellschaft mit einem Anlagekapitale von 1—2 Mill. Pf. St. auszuführen; in etwa drei Jahren könnte, nach Cameron, der das Klima im Innern sehr günstig schildert und dem die diplomatischen Schwierigkeiten bei weitem größere sind, als die physischen, Central-Afrika dem Welthandel erschlossen liegen und in einer ferneren Zukunft die Kornkammer für ganz Europa werden.[1])

Jedenfalls angeregt durch die Berichte Cameron's über den vegetabilischen Reichthum des südtropischen Afrika, legte der frühere Generalconsul Sturz, dem Sklavenhandel und Sklaverei in Brasilien wohl bekannt geworden waren, seine Gedanken über die zukünftige Kolonisation der Binnenländer in einer kleinen Broschüre nieder. Darin verlangt er zunächst, um ein etwaiges Monopol Englands zu verhindern, strenge Neutralisirung des südafrikanischen Innern. Die zu kolonisirenden Gebiete sollen unter gemeinsamen Schutz gestellt werden, derart, daß weder auf einem der jetzigen Karawanenwege, noch auf künftigen Straßen und Eisenbahnen, weder auf natürlichen Wasserwegen noch auf Kanälen eine feindselige Haltung zwischen Angehörigen der schützenden Mächte stattfinde, derart auch, daß selbst in Kriegszeiten alle Schiffe auf den Seen und Flüssen verschont bleiben, kein Seehafen blokirt, der Verkehr nirgends gehemmt werde, auch nicht eine Bewaffnung der Eingebornen gegen andere Stämme erfolge. Nachdem eine derartige Basis der Gleichberechtigung aller Nationen hergestellt sei, fordert Sturz die schnelle Beseitigung des Sklavenhandels durch Verhinderung der Sklaventransporte und gewaltsame Befreiung der unglücklichen Schwarzen.[2]) Bei der darauf in Angriff zu nehmenden Handelskolonisation dürfte nach dem Projekte die deutsche Nation nicht ausbleiben, sondern

[1]) Sturz, der wiedergewonnene Erdtheil, ein neues gemeinsames Indien. S. 21. Correspondenzblatt der Afrikan. Gesellschaft. S. 308. Vortrag Cameron's in der „Society of Arts“.

[2]) Sturz, ibidem, S. 13.

müßte, um die Rohstoffe aus erster Hand zu empfangen, kräftig am direkten Verkehr Theil nehmen. Da die Ufer der centralafrikanischen Seen wie die angrenzenden Gebiete dicht bewohnt seien, an günstig gelegenen Punkten fast täglich Tauschhandel getrieben werde, die dem Handelskreise der Seen tributär werdenden kauflustigen Völkerschaften auf 20 Millionen Köpfe zu berechnen seien, so hofft Sturz, es werde sich dort binnen 20 Jahren eine Baumwollenkultur entwickeln, welche die aller andern Länder zusammengenommen in Schatten stellen könne, sobald den Negern erst die Gewißheit des Absatzes gegeben, und eine sichere, wohlfeile Verbindung nach der Küste geschaffen sei.[1])

Die Herstellung von Transportmitteln bespricht Sturz in eingehender Weise. Durch Benutzung eines der 10—12 Flüsse längs der Ostküste, welcher für die Dampfschiffahrt auf „100 und mehr Stunden" in möglichst gerader Richtung nach einem der Binnenseen am geeignetsten sei, soll der Verkehr für den Anfang vermittelt werden. Im Oberlaufe dieses Flusses würden Canoes, bei der Unmöglichkeit auch dieser Fahrzeuge darauf Trägerkarawanen anzuwenden sein. Der Reihe nach könne man übergehen zum Gebrauche von Maulthieren, Kameelen, Elephanten, später zu Ochsenkarren, endlich zu Straßen und Eisenbahnen[2]), welche kaum den zehnten Theil der Kosten europäischer Schienenwege verursachen würden. Auf den Seen hofft Sturz den Handel dadurch zu steigern, daß kleine Dampfschleppboote ganze Reihen von beladenen Kähnen der Eingebornen an die Punkte bringen, von denen der Transport der Produkte an die Ostküste am bequemsten sei.

Um einen lebhaften, für die Neger segensreichen Waarenaustausch herbeizuführen, schlägt Sturz vor, nur solche europäische Artikel auf den Markt zu senden, welche den Eingebornen allmählich zu Genußmitteln und Consumgegenständen werden müßten, vor allem Nägel, Nadeln, Ackerbau- und Hausgeräthe, Eiseninstrumente, Spiegel, Lederwaaren, Kattun und Tabak. Dafür wären die einheimischen Produkte einzuhandeln, für die bisher kein Markt bestand, weil Verkehrswege und Abnehmer fehlten.

[1]) Sturz, der wiedergewonnene Erdtheil, ein neues gemeinsames Indien. S. 15.

[2]) Sturz, ibidem, S. 42.

Um Reparaturen, vielleicht auch Neubauten von Dampfern an den Seen selbst zu bewerkstelligen, macht Sturz den kühnen Vorschlag, Maschinenbauanstalten einzurichten. Die Eingebornen würden sich zu solchen Arbeiten bei richtiger Unterweisung und gutem Beispiele von europäischen Schmieden und Maschinisten überaus anstellig erweisen, und eine gute Behandlung bei eignem Verdienste müßte den Neger ganz anders zur Arbeit reizen, als die Peitsche bösartiger, fauler und sittenloser Araber und Portugiesen.[1])

Zur Ausführung des Projekts, aus Afrika, dem wiedergewonnenen Erdtheile, ein gemeinsames Indien zu bilden, hält Sturz endlich für erforderlich, daß an der Küste von Zanzibar ein geeigneter Punkt in dauernden Besitz genommen werde, daß aber, um die Verhältnisse zu sondern, vorerst eine Pionierexpedition ins Leben gerufen werden müsse, an welcher sich deutsche Kaufleute und Industrielle zu betheiligen hätten.

Als letztes Projekt, die Civilisation und Kolonisirung Central-Afrikas betreffend, sind die Beschlüsse der Brüsseler Conferenz vom 12.—14. Sept. 1876 zu verzeichnen. Auf Einladung des Königs Leopold II. von Belgien zusammengetreten, stellte die aus den namhaftesten Reisenden, Geographen und Philanthropen bestehende Conferenz als Hauptziel hin: Das unbekannte Gebiet Inner-Afrikas wissenschaftlich zu erschließen und die Wege zu bezeichnen, durch welche der Civilisation Eingang verschafft, und die Mittel zu suchen, durch welche nicht nur der Sklavenhandel, sondern auch die Sklaverei beseitigt werden könnte.[2]) Um dieses Ziel zu erreichen, hält die Conferenz für nothwendig:

1) nach einem gemeinsamen internationalen Plane die Erforschung der unbekannten Theile Afrikas, welche im Osten und Westen durchs Meer, im Norden durch die neu erworbenen ägyptischen und die unabhängigen Sudan-Länder, im Süden durch den Zambesi begrenzt sind, zu organisiren und eine hinlängliche Anzahl von Reisenden zu veranlassen, dieses Gebiet vereinzelt von verschiedenen Gegenden aus in Angriff zu nehmen;

[1]) Sturz, der wiedergewonnene Erdtheil. S. 16.

[2]) „Aus allen Welttheilen" 1876. S. 46—49. Petermann's „Mittheilungen" 1876. S. 388.

2) als Operationsbasis eine gewisse Anzahl von wissenschaftlichen und Zufluchts-Stationen theils an der Küste, theils im Innern des Continents zu errichten, an der Küste in sehr beschränkter Anzahl dort, wo bereits europäische Civilisation heimisch ist, z. B. in Loanda und Bagamoyo, im Innern an Orten, die am besten der Erforschung entsprechen und die man jetzt schon als günstig gelegen bezeichnen kann, z. B. Udschidschi, Nyangwe, die Residenz des Muati Yanvo.

Die Stationen an der Küste, von dort wohnenden Europäern verwaltet, würden als Niederlagen zu betrachten sein, um Reisenden das Nöthige zum Unterhalte und Vordringen zu gewähren. Der Zukunft soll überlassen bleiben, sichere Verbindungen zwischen den einzelnen Stationen herzustellen; äußerst wünschenswerth sei es aber, sobald als möglich von einem Ocean zum andern eine Verbindungskette zu erhalten, ungefähr längs der von Cameron innegehaltenen Route, wie auch eine Operationslinie von Nord nach Süd.

V. Kritik der Projekte.

Diese fünf Projekte sind in ihren Hauptzügen einander mehr oder weniger ähnlich; allen ist der Gedanke gemeinsam, vorerst den Sklavenhandel zu beseitigen, um darauf durch legitimen Verkehr mit den Eingebornen auf diese civilisirend zu wirken. Während die Brüsseler Conferenz als anderes Hauptziel im Auge behält, die Erforschung des unbekannten Central-Afrika zu betreiben und zu diesem Zwecke vorherrschend Ausrüstungs- und Zufluchtsstationen zu errichten, legen die vier übrigen Projekte den größten Werth auf die Gründung von Handelsstationen und Kolonien, durch welche man dem Verkehr einen unabsehbaren Aufschwung zu geben vermeint. In Betreff der weiteren Mittel und Einzelziele herrscht allerdings, wie auch nicht anders erwartet werden kann, große Verschiedenheit.

Um nun zu untersuchen, wie weit diese Zukunftskolonisation Central-Afrikas lebensfähige Keime in sich trägt, unter welchen Bedingungen sie sich in der gehofften Weise nur entfalten kann, müssen wir die Faktoren, welche auf eine solche Kolonisation

theils hemmend, theils fördernd einwirken werden, einer näheren Prüfung unterziehen.

Europäische Kolonisationen, welcher Art sie auch sein mögen, sind in tropischen Ländern in erster Linie vom Klima, darnach von der Beschaffenheit des Bodens, den Verkehrsverhältnissen, den Erzeugnissen, den Eingebornen und den Ansiedlern selbst abhängig.

Es ist nun geradezu wunderbar, daß die Projekte der Missionsgesellschaften und des Consuls Sturz der fördernden Faktoren in ausgedehntem Maße, des Klimas aber nicht mit einem Worte gedenken. Darin liegt eine Schwäche dieser Pläne; denn bereitete das Klima den europäischen Ansiedlern die größten Schwierigkeiten oder setzte es gar in einigen Distrikten unüberwindliche Schranken, so müßte ein gleicher Mißerfolg wie bei Magomero und Linyanti sich ergeben.

Um über das Klima des bei der projektirten Kolonisation in Frage kommenden Theils vom südtropischen Afrika Gewißheit zu erlangen, haben wir uns streng an die Berichte derjenigen Reisenden zu halten, die nicht durch vorübergehenden, sondern dauernden Aufenthalt mit den klimatischen Verhältnissen innig vertraut geworden sind.

Wo aber immer Europäer das südtropische Afrika betraten und durchwanderten, an der West- wie Ostküste, in der Nähe des Aequators wie des südlichen Wendekreises, hatten sie mehr oder weniger vom Fieber zu leiden. Wenn die atlantische Küste vom 15° s. Br. bis zur großen Walfischbai eine Ausnahme bildete, so erschien der durch reichlich dreiundzwanzig Breitengrade sich erstreckende Streifen zwischen der Ostküste und dem aufgerichteten Rande des inneren Hochlandes dem Europäer um so furchtbarer; nicht ein einziger der Reisenden, die von der Dana-, Rufuma- und Zambesimündung, von Bagamoyo, Kilwa und Mombas eindrangen, obwohl sie mit Chinin pfundweise versehen waren, konnte dem Anfall des Malaria-Fiebers Trotz bieten. Nur von einem einzigen Hafen der Ostküste — von den Häfen der vorliegenden Inseln, deren Sumpfluft von frischen Seewinden fortgetragen wird, ist hier abzusehen — von Bagamoyo rühmt Stanley, daß er „vorzüglich gesund" sei.[1]) Indessen ist wohl

[1]) Barth, Ost-Afrika vom Limpopo bis zum Somali-Lande. S. 399.

zu bedenken, daß 1871 nur Araber, Neger und Banianen (Hindu) Bagamoyo besetzt hielten, Völker, die das Klima doch ungleich leichter ertragen, als Europäer. Das ungefähr 1000 m. über dem Meeresspiegel liegende Hochland, mit Ausnahme der zahlreichen Wasserscheiden und der ausgedehnten See- und Sumpfniederungen, wird anderntheils im Gegensatz zur Küste von allen Reisenden als gesund gerühmt, so von Livingstone, Stanley, Cameron und Ladislaus Magyar. Freilich muß bemerkt werden, daß auch in diesem relativ gesunden Innern der Weiße nicht ganz vom Fieber verschont bleibt.

Während die mittlere Jahrestemperatur auf Zanzibar — von der gegenüberliegenden Küste besitzen wir keine Angaben — 26,6° C., in Tete am Zambesi 26° C. beträgt, fällt sie am Ukerewe auf 20°.[1]) — In dem Gebirgslande Karague westlich dieses Sees beobachtete Speke ein Maximum von 29,4°, in Uganda nahe am See von 33,3°, Temperaturen also, die auch in Deutschland während heißer Sommmer nicht zu selten auftreten. In Karague, wo eine Missionskolonie errichtet werden soll, schwankt die Abendtemperatur zwischen 15,5° und 21,7°, die Nachttemperatur zwischen 13,9° und 18,3° C. Diese verhältnißmäßig kühlen Nächte gestatten einen erfrischenden Schlaf und geben dem Hochlande einen Vorzug vor den Küstenstrichen insofern, als Morgen und Abende für die Arbeit auch dem Europäer wohl geeignet erscheinen. In Unyoro, nordwestlich vom Ukerewe, schwankt die Wärme zwischen 16,1 und 32,8° C. Mag nun in einzelnen höher gelegenen Theilen Central-Afrikas die mittlere Jahrestemperatur eine noch geringere sein, so wird doch die Annahme eines Jahresmittels von ungefähr 25° C. für das gesammte tropische Süd-Afrika, mit Abweichungen an der Küste und in den Gebirgen, der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Ein genaueres Resultat können wir erst dann erhalten, wenn an vielen verschiedenen Punkten Temperaturbeobachtungen stattfinden werden.

Da für London die mittlere Jahrestemperatur 10,4, für Paris 10,8, für Rom 15,4, für Lissabon 15,6, für Madrid 14,3, für Mailand 11,9, für Köln 10,1, für Leipzig 8,5° C. beträgt, so würde auf die im tropischen Süd-Afrika ankommenden

[1]) O. Delitsch, Nachträge und Ergänzungen zu Afrika. S. 407.

Europäer eine Temperaturdifferenz von etwa 10—15° C. einwirken.

Die extreme Wärme nun verhindert zwar einige Leiden unserer gemäßigten Zone, wie z. B. die Lungenentzündung, steigert aber anderntheils eine Reihe gefährlicher Krankheiten, wie die Malaria-Fieber, die Dysenterie, mindert auch die Blutmenge, schwächt die Innervation und veranlaßt besonders chronische Hautleiden.[1])

Es ist Thatsache, daß sich Völker der gemäßigten Zone weit schwerer an höhere Temperaturen, als umgekehrt tropische Stämme an kühlere Klimate gewöhnen. Die Neger der Vereinigten Staaten haben sich dem neuen Klima vollständig anbequemt und gedeihen so, daß sie ohne äußeren Zufluß beständig an Zahl wachsen. Gegenwärtig mögen sie sich schon auf fünf Millionen belaufen.[2]) Europäer aber können sich in einem Lande mit einer Mittelwärme von 25° C. und einer Fülle nicht dauernd zu überwindender tropischer Krankheiten niemals völlig akklimatisiren. Dafür sind im ersten Theile der Arbeit die Belege gegeben.[3]) Hier sei noch erwähnt, daß in Ostindien bis jetzt keine dritte Generation der Engländer, auf den Sunda-Inseln keine zweite der Holländer und an der West- wie Ostküste Afrikas kein zweites Geschlecht der Portugiesen Bestand gewonnen hat. In Ostindien und auf den Sunda-Inseln sterben die Kinder der Europäer gewöhnlich vor dem zehnten, in Angola meist schon im ersten Jahre. Deshalb pflegen Engländer und Holländer ihre Sprößlinge vor dem Eintritt der gefährlichen Zeit nach Europa zur Erziehung zu senden.

Einige Völker der gemäßigten Zone, wie Juden, Armenier und Chinesen, haben allerdings den Beweis universeller Akklimatisation geliefert, Europäer noch niemals. Doch wollen wir gleich hinzufügen, daß die Hauptmasse jener Asiaten ursprünglich zwischen dem 30. und 40.° n. Br. dem Wendekreise des Krebses näher

[1]) Mühry, Klimatologische Untersuchungen. Leipzig und Heidelberg 1858. S. 105.

[2]) Nach der letzten Zählung von 1870 fanden sich in den Verein. St. 4,857,000 Neger; ihre Zunahme betrug gegen 1860 volle 35%. („Globus" 1871. 19. Band. S. 366.)

[3]) S. 19—21. 26—27.

saß, als dem Polarkreise. Ein lehrreiches Beispiel der Akklimatisation gewährt die Verbreitung der amerikanischen Urbevölkerung von dem arktischen Meere bis zum äquatorialen Amazonas und wiederum bis zum Cap Hoorn, von dem heißen Fuß der Andenkette in Peru bis zu deren eisigen Höhen von über 4000 m. Daraus wird ersichtlich, daß eine Akklimatisation nur bei langsamem Vorrücken der Völker die Breitenkreise auf- und abwärts erfolgt, und es leuchtet ein, daß der plötzliche und unvermittelte Uebergang europäischer Völker aus gemäßigten Ländern in die heißen Tropen von einer völligen Akklimatisation niemals begleitet sein kann.

Für die im tropischen Afrika sich ansiedelnden Europäer kommt als besonders ungünstiger Umstand noch hinzu, daß die Receptivität für das Malaria-Fieber mit den Jahren keineswegs geringer wird, sondern im Gegentheil sich noch steigert.[1]) Deshalb wird die Thatsache, daß Livingstone, nachdem er 13 Jahre (1840—1853) im Cap-Gebiet vom Fieber verschont geblieben war, nach zweijährigem Aufenthalte im tropischen Süd-Afrika Anfang Juni 1855 bereits zum 27. Male am Malaria-Fieber zu leiden hatte, nicht überraschen.[2])

Für das gelbe Fieber gibt es eine Akklimatisation: nur die ankommenden Europäer und jungen Ansiedler werden durch diese ungleich schlimmere Krankheit hinweggerafft, der Stamm der Altansässigen bleibt verschont.[3]) Aus diesem Grunde ist es möglich geworden, die tropischen Länder Nord- und Süd-Amerikas verhältnißmäßig leidlich durch Weiße zu besiedeln, sogar Städte mit mehreren hunderttausend Köpfen zu bevölkern, wie New-Orleans und Rio de Janeiro. In dem südtropischen Afrika kann eine Massenkolonisation der sich steigernden Malariawirkung wegen niemals stattfinden.

Damit ist auch die Ansicht Cameron's, Central-Afrika werde in Zukunft die Kornkammer für ganz Europa bilden, zum Theil widerlegt. Es läßt sich freilich nirgends eine Andeutung finden, auf welche Weise Cameron sich diesen großartigen Plan realisirt

[1]) Mühry, Klimatolog. Untersuchungen. S. 109.

[2]) Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika. 2. Bd. S. 125.

[3]) Mühry, Klimatolog. Untersuchungen. S. 109.

denkt, ob durch ackerbautreibende Negervölker oder durch europäische Kolonisten. Eins ist aber gerade so unmöglich als das andere.

Alle Erforscher Central-Afrikas, L. Magyar,[1]) Livingstone,[2]) Burton und Speke, bestätigen, daß Ackerbau zwar allenthalben, aber meist nicht durch freie Neger, sondern nur durch Frauen und Sklaven betrieben wird, daß man Mais, Reis und Manioc nur so weit anbaut, als unumgänglich nöthig ist. Es läßt sich dies aus der Schwierigkeit erklären, die ein regelmäßiger Anbau in den Tropenländern findet, wo die Ueppigkeit der Vegetation der Urbarmachung des Bodens oft einen sehr schwer zu überwindenden Widerstand entgegensetzt, wo das Fällen der mächtigen Bäume, noch dazu mit unvollkommenen Werkzeugen, eine riesenhafte Arbeit ist, wo der rasche Pflanzenwuchs und das im Boden steckende ungeheure Wurzelwerk die Feldarbeit aufs höchste erschweren und den alleinigen Gebrauch der Hacke nicht so verkehrt und beschränkt erscheinen lassen, als es auf den ersten Blick aussieht.[3]) Also nicht allein der Trägheit und Schlaffheit der Neger ist der nachlässig betriebene und unvollkommene Landbau zuzuschreiben, sondern zum guten Theil den natürlichen Verhältnissen. Allerdings könnte manches der zahlreichen fruchtbaren Thäler und manche der weiten Niederungen mit Getreidefeldern bedeckt sein, wenn der Neger einer dauernden Anstrengung des Körpers und Geistes, einer wohlgeordneten, planmäßig überlegten und stetig fortgesetzten Thätigkeit fähig wäre. Aber diese fehlt ihm, theils infolge seiner geistigen Unbildung, theils infolge des Klimas, in welchem er lebt, das ja auch den Europäer seiner früheren Rüstigkeit und Energie unwiederbringlich beraubt. Der Neger arbeitet nur, um die Bedürfnisse zu befriedigen, die ihn unmittelbar drücken. Nur wenn Getreide das einzige Produkt wäre, für das er europäische Waaren eintauschen könnte, möchte sich das südafrikanische Hochland allmählich in ein großes Getreidegebiet umwandeln. So lange aber andere Produkte, deren Gewinnung kaum den zehnten Theil der Arbeit eines regel-

[1]) Magyar, Reisen in Süd-Afrika. S. 74. 321. 438.

[2]) Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika. 2. Bd. S. 138.

[3]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker. 2. Bd. S. 87. (6 Bände. Leipzig 1859—73).

mäßigen Ackerbaues verursacht, europäischen Kaufleuten angeboten werden können, denkt der freie Neger nicht an die Mühe des Getreidebaues.

Vielleicht wünscht aber Cameron eine Masseneinwanderung europäischer Kolonisten in das central-afrikanische Hochland zum Zwecke des Ackerbaues, es haben ihm möglicherweise die Erfolge der holländischen Boers in der Transvaal-Republik, die sich heute schon bis an den Limpopo ausdehnt, vorgeschwebt. Wenn dem so ist, drängt sich sofort die Frage auf: „Ist Ackerbaukolonisation durch Europäer im tropischen Süd-Afrika möglich?“

Da das Grundeigenthum zu den werthvollsten Einrichtungen jedes Kulturvolkes gehört, so sind von Ackerbaukolonisation ohne Gewaltmittel alle die Länder ausgeschlossen, in denen durch eine mehr oder weniger dichte Bevölkerung der Anbau von Grund und Boden bereits betrieben wird. Es eignen sich für Ackerbaukolonisation nur unbevölkerte oder von Jäger- und Hirtenstämmen durchzogene Gebiete, die ihren Herrn und Besitzer noch suchen. Länder aber, in denen nachmals Ackerbau gedeihen soll, pflegen im Urzustande entweder mit geschlossenem Wald oder mit parkähnlichem Baumwuchs oder auch mit mannshohem Gras (Prairien, Savannen, Llanos, Campos geraes, Pampas) bedeckt zu sein. Die meisten Ackerbaukolonien werden also mit der mühevollen Arbeit des Ausrodens ihren Anfang nehmen müssen. Das Urbarmachen setzt aber eine Masse von Menschenkräften voraus, welche nur durch eine Masseneinwanderung herbeigeschafft werden können. Da aber für jede Auswanderung in großem Maßstabe ein langer Reiseweg mit ungemein starken Hindernissen verknüpft ist, da ferner die Produkte des Ackerbaues selbst schwer zu transportiren sind, so erscheinen fahrbare Straßen und schiffbare Flüsse als gebieterische Nothwendigkeit. Deshalb wurden die ersten Ackerbaukolonien Englands an der gegenüberliegenden Küste der Vereinigten Staaten, die ersten der Portugiesen an der Ostküste Brasiliens gegründet. Sollen Ackerbaukolonien gedeihen, so müssen die Ansiedler mit Weib und Kind heimisch werden, so muß allmählich eine ganz neue Nation, ein derbes Volk, groß gezogen durch harte Arbeit im Kampfe mit der feindlichen Natur, heranwachsen. Das kann nur geschehen, wenn das Klima der Ansiedlungen dem des Mutterlandes so

weit entspricht, daß eine dauernde Akklimatisation noch möglich erscheint.[1])

Es leuchtet ein, daß Ackerbaukolonisation durch Europäer im südtropischen Afrika unmöglich ist, es fehlen alle Bedingungen zu ihrer Ausführung. Das gesammte centralafrikanische Hochland ist von einer viehzüchtenden und ackerbautreibenden Negerbevölkerung verhältnißmäßig dicht besetzt; eine Enteignung der fruchtbarsten Gebiete müßte nothwendigerweise den schlimmsten aller Kriege, den Rassenkrieg, heraufbeschwören. Dafür bieten die Vorgänge in der Oranje-Fluß- und Transvaal-Republik, auf Neuseeland und Tasmanien, in den Vereinigten Staaten und auf dem australischen Continente die treffendsten Beispiele. Auf welche Weise eine europäische Ansiedlungscolonne die fruchtbaren Gebiete des Innern erreichen soll, da es vollständig an Straßen und schiffbaren Flüssen gebricht, ist ebenso schwer zu sagen, als wie die Produkte billig zum Verfrachtungshafen gefördert werden könnten. Selbst wenn aber Congo und Zambesi Kulturströme ersten Ranges, wie der Mississippi und Amazonas wären, so würde immer noch das Klima den Schlagbaum gegen Ackerbaukolonisation bilden. Wenn auch der größte Theil des Hochlandes als gesund gerühmt wird, so wollen wir doch nicht vergessen, daß europäische Einwanderer im Westen und Osten ein 30—40 Meilen breites fieberreiches Küstengebiet zu passiren haben, um zu der einzurichtenden Kornkammer zu gelangen. Eine Masseneinwanderung zum Zwecke der Ackerbaukolonisation wäre dann gleichbedeutend mit Massentod. Unterstützt wird diese Annahme durch die Thatsache, daß bisher in keinem der tropischen Länder europäische Ackerbaukolonien gedeihen sind. Die deutschen Ansiedlungen im tropischen Brasilien sind kläglich zu Grunde gegangen, und die deutschen Regierungen warnen deshalb alljährlich in allzu großer Fürsorge vor jeder Auswanderung nach Brasilien, ohne zu berücksichtigen, daß in den drei südlichsten, außerhalb der Wendekreise liegenden Provinzen Rio Grande do Sul, S. Catharina und Parana bereits 80,000 Deutsche in blühenden Gemeinden ein Klein-Deutschland bilden. In Queensland hört

[1]) W. Roscher, Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. Leipzig und Heidelberg 1856. S. 22—23.

bei Ueberschreitung des Wendekreises jeder Ackerbau auf, und merkwürdig ist es, daß in dem nördlichsten, dem tropischen Afrika schon angehörenden Distrikte Zontpansberg der Transvaal-Republik von den Boers weder Ackerbau noch Viehzucht getrieben werden kann.[1])

Günstiger gestalten sich die Verhältnisse zu einer Pflanzungskolonisation. Tropische Produkte, als Kaffee, Zucker, Baumwolle, Vanille, Indigo, Cochenille, Gewürze, sind für die Europäer gerade so nothwendige Bedürfnisse als für den Neger blauer Kattun und Glasperlen. Seit mehr als hundert Jahren haben deshalb Europäer jene Produkte in Pflanzungskolonien erbaut und dann den heimischen Märkten zugeführt. Der Plantagenbau ist aber keineswegs eine Unterabtheilung der Ackerbaukolonisation, noch gar mit ihr identisch, sondern beruht vielmehr auf ganz anderen Bedingungen und hat ganz andere Erfolge. In den Ackerbaukolonien baut man lediglich Nahrungspflanzen, in den Pflanzungen hingegen gewinnt man fast ausschließlich Pflanzenstoffe zu anderem Gebrauche. Die meisten und wichtigsten Gegenstände des Plantagenbaues erfordern eine unverhältnißmäßig große, wenn auch nicht schwere Arbeit, eine Art Gartenkultur, welche bei der tropischen Hitze nicht von Weißen, sondern nur durch Neger oder fleißige Kulis verrichtet werden kann. Ein solcher Plantagenbau setzt also nicht die Einwanderung Tausender von europäischen Arbeitern, sondern nur einzelner Capitalisten voraus, welche sich gegen das ungesunde Klima leichter schützen können, als große Massen. Der Transport der werthvollen Pflanzungsprodukte verlangt nicht zwanzigsten Theil der Kosten, die eine gleiche Last von Ackerbauerzeugnissen beanspruchen würde. Bei niedrigen Löhnen erzielt der Plantagenbesitzer einen hohen Gewinn, steht aber den farbigen Arbeitern meist schutzlos gegenüber.[2]) Es ist nicht zu leugnen, daß für eine solche Pflanzungskolonisation im südtropischen Afrika die Bedingungen theilweise vorhanden sind: ein außerordentlicher Reichthum an tropischen Produkten, fruchtbarer Boden zu einem sorgfältigen Anbau, europäisches Capital und unternehmungslustige Pflanzer. Allerdings fehlen sichere Wege und damit eine sichere Verfrachtung, und ob die Eingebornen überall bereit sein würden, unter der Aufsicht von Weißen gegen beliebte Waaren in den Plantagen zu arbeiten, müßte erst die Erfahrung lehren. Doch würden die Neger schnell durch fleißige Ostasiaten und Kulis ersetzt werden können. Die wenigen, aber dafür um so großartigeren portugiesischen Plantagen am Cuanza geben einen Beleg für die Ausführbarkeit europäischer Pflanzungskolonisation.

[1]) Jeppe, die Transvaal'sche oder Süd-Afrikanische Republik, S. 2 u. 8—9 in Petermann's „Mittheilungen", Ergänzungsh. 5. Gotha 1868.

[2]) W. Roscher, Kolonien, Kolonialpolitik u. Auswanderung. S. 27—29.

Am schnellsten wird sich aber die geplante Handelskolonisation entwickeln, denn die Bedingungen zu einem ausgedehnten Verkehr sind mit Ausnahme von praktikabeln Wegen und Transportmitteln reichlich vorhanden. Da alle Handelskolonien aus Faktoreien hervorgegangen sind, so wird auch die projektirte Kolonisation dieser Art den gleichen Weg zu durchlaufen haben. Alle Projekte gehen darauf aus, vorerst eine Reihe Handelsstationen zu gründen; damit würde eine sichere Basis geschaffen sein. Bis jetzt gelangten die tropischen Produkte Central-Afrikas nur durch Zwischenhandel an die Küste und wurden dadurch vertheuert. Durch Handelskolonisation im Innern würde ein direkter Verkehr mit den Binnenvölkern angebahnt, und die segensreichen Folgen müßte Europa sehr rasch verspüren. Die von jenen vier Projekten vorgeschlagenen Mittel, diese Handelskolonisation zu heben und zu fördern, sind zum geringeren Theil recht praktisch, zum größeren ganz unausführbar, wenn auch originell.

Die Entwickelung aller Handelskolonien des gesammten Erdballs lehrt, daß nicht von dem Centrum nach der Küste, sondern umgekehrt von der Küste nach dem Innern sich alle Ansiedlungen meist radienförmig ausdehnten. Deshalb entstanden die Handelsemporien niemals im Binnenlande der kolonisirten Gebiete, sondern stets am Meere, wo gute Häfen, wohl auch schiffbare Flüsse dem Verkehr beträchtlichen Vorschub leisteten. Von den zahllosen Beispielen, die diesen Satz erhärten, seien nur Singapore, Batavia, Surabaya, Bombay und Madras erwähnt. Wenn Cameron, Livingstone und die Missionsgesellschaften beabsichtigen, zuerst Kolonien im Innern, vorzugsweise an den Seen, anzulegen, so erscheint dies als ein Fehler, der zwar entschuldigt werden kann, da das Küstengebiet im Osten theils

den Portugiesen, theils dem Sultan von Zanzibar angehört, der aber von schlimmen Folgen begleitet sein dürfte, sobald jene Küstenmächte den Verkehr mit dem Innern erschwerten oder ganz abschnitten. Es ist ein Wagestück, die Operationsbasis für die Kolonisation etwa 100 Meilen von dem Meere entfernt ins Innere an die Binnenseen zu verlegen, um so größer, als Verkehrswege noch vollständig mangeln. Diese herzustellen, erscheint allen Projekten äußerst wünschenswerth; nur über die Art dieser Verkehrswege gehen die Ansichten aus einander.

Sturz und Cameron, besonders letzterer, betonen die Verwendbarkeit der natürlichen Wasserstraßen für den Verkehr mit dem Innern. Da aber alle uns bekannten Flüsse der Ost- und Westküste des südtropischen Afrika den Charakter von Katarakten-strömen an sich tragen, viele auch an Mündungsbarren leiden und von den in ihrem Mittel- und Oberlaufe noch unerforschten Gewässern eine Ausnahme kaum noch erwartet werden darf, so kann von einer belangreichen Schifffahrt die Rede nicht sein. Ganz unverständlich ist die Meinung von Sturz, es könnte von den 10—12 Strömen der Ostküste, die sich zur Schifffahrt eignen, der tauglichste auf einer Strecke von „hundert und mehr Stunden" benutzt werden; man möchte meinen, Sturz sei über die hydrographischen Verhältnisse Süd-Afrikas nur ganz oberflächlich unterrichtet.

Doppelt beklagenswerth ist es, daß gerade die beiden mächtigen, wasserreichen Ströme Congo und Zambesi den europäischen Dampfern, ja selbst flachen Kähnen durch gewaltige Wasserfälle die Weiterfahrt verweigern, zumal Cameron uns belehrt hat, wie durch einen 6—8 deutsche Meilen langen, leicht zu grabenden Kanal beide Stromsysteme derart verbunden werden können, daß das südliche Afrika genau so inselartig losgelöst würde, als der ganze Continent durch den Suezkanal von der alten Welt. Cameron glaubt, daß die Stromschnellen und Wasserfälle entweder zu beseitigen oder zu umgehen seien. Leider müssen wir dieser Annahme widersprechen. Wenn es schon große Kosten und Mühe verursacht hat, die Felsriffe des Rheins durch Sprengungen zu beseitigen oder die Stromschnellen des Götaelf durch einen Schleusenkanal zu umgehen, so werden die Schwierigkeiten bei den zahlreichen Katarakten des Congo und

Zambesi ganz unglaubliche sein, bei dem 94 m. hohen Mosi-vatunjafalle aber erst ihren Höhepunkt erreichen. An Beseitigung durch umfangreiche Sprengungen ist gar nicht zu denken, und ob durch Umgehung mittelst langer Kanäle das starke Gefälle zu überwinden sein würde, bleibt so lange ungewiß, als nicht genaue Messungen und Untersuchungen über die Beschaffenheit der durchbrochenen Felsmassen angestellt sind.

Am schnellsten und leichtesten würde der Nyassa mit der Küste zu verbinden sein, einestheils weil er der ihr nächste See ist, anderntheils, weil der aus ihm abfließende Schire bis zu den Murchisonfällen mit flachgehenden Dampfern befahren werden kann. Längs dieser Katarakten müßte man freilich zu dem unbequemen Mittel der Trägerkarawanen greifen, alsdann stünde aber der Schifffahrt bis an das Nordende des Nyassa kein Hinderniß im Wege. Der Werth des Nyassa für Handelszwecke ist auch bereits erkannt, denn schon im Jahre 1876 haben die Kaufleute Cotterill und Simons den Dampfer „Herga" auf den See gebracht und mit demselben Handelsfahrten unternommen.[1])

Wie uns Cameron belehrt hat, steht der Tanganjika durch den Lukuga mit dem Lualaba[2]) und da dieser höchster Wahrscheinlichkeit nach den Oberlauf des Congo bildet, auch mit dem atlantischen Ocean in Verbindung. Da östlich der Yellala im Hochlande Schifffahrtshindernisse jedenfalls nicht oder nur spärlich vorhanden sind, so würde man vielleicht einen praktikabeln Wasserweg bis zu jenem See vorfinden. Sobald das Gebiet der Yellala und Murchisonfälle durch eine europäische Macht besetzt, durch Forts geschützt und durch eine kleine Truppenmacht überwacht würde, sobald eine Anzahl Dampfboote oberhalb der Stromschnellen der beiden Ströme gebaut werden könnte, vermöchte allerdings der Verkehr sich der zwei großen natürlichen Wasserstraßen theilweise zu bemächtigen. Daß dies für den

[1]) Petermann's „Mittheilungen" 1877. S. 39.

[2]) Nach Stanley (Petermann's „Mittheilungen" 1877. S. 159—160) ist freilich die Verbindung des Tanganjika mit dem Lualabe durch den Lukuga nicht schon eine bereits fertige, sondern erst werdende, durch das Steigen des Sees bedingte. Es wird allerdings noch genauerer Forschungen bedürfen, ehe ein sicheres Endresultat über diese Frage erzielt ist.

Zambesi und Schire durchaus möglich ist, hat das Unternehmen Young's vollauf bestätigt. Bevor aber diese Bedingungen nicht erfüllt sind, erscheint eine regelmäßige partielle Benutzung der großen Wasseradern zu gewagt und unsicher.

So werden die anzulegenden Handelskolonien vorerst nur durch Trägerkarawanen mit der Küste in Verbindung bleiben können; mit dem wachsenden Verkehr jedoch muß eine Beseitigung dieses primitiven Transportmittels erfolgen. Wenn Sturz meint, europäische Lastthiere und von Ochsen gezogene Karren würden die nächste Stufe bilden, so ist dies insofern eine arge Täuschung, als die giftigen Bisse der Tsetsefliege, die beinahe in dem ganzen für die Kolonisation in Aussicht genommenen Gebiete sich findet, dem Pferde und Rinde den sichern Tod bringen,[1]) Kameele, Esel und Maulthiere dem Klima rasch erliegen.[2]) Nur unter der Breite von Zanzibar fehlt dem südtropischen Afrika die Tsetsefliege bis weit ins Inland hinein. Der Schwager Livingstone's, Rev. Roger Price, konnte auf einem Ochsenkarren von Saadani 26 Tagereisen weit ins Innere und glücklich auch wieder zurück an die Küste gelangen.[3]) Voraussichtlich wird hier die erste, vielleicht auf lange Zeit einzige fahrbare Straße im tropischen Süd-Afrika hergestellt werden. Der Gedanke aber, gezähmte indische Elephanten als Lastthiere zu verwenden, ist durchaus gesund und muß binnen wenigen Jahren zur Ausführung kommen, wenn die Trägerkarawanen den rasch wachsenden Verkehr nicht mehr zu bewältigen im Stande sind.

Sturz und Cameron gehen aber nach viel weiter und projektiren kühn Eisenbahnen von den Seen nach der Ostküste, ohne der Schwierigkeiten zu gedenken, die der Bau solcher Verkehrswege im südtropischen Afrika mit sich bringen muß. Da die Seen im Durchschnitt 840—1080 m. über dem Meeresspiegel liegen, da ferner bei den meisten Routen der um 12—1800 m. hohe Rand des inneren Hochlandes zu überschreiten wäre,[4])

[1]) Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in S.-Afrika. 2. Bd. S. 101.

[2]) K. Andree, Geographie des Welthandels, 1. Bd. S. 201.

[3]) Petermann's „Mittheilungen" 1877. S. 40.

[4]) Nach der lehrreichen Höhenschichtenkarte von Petermann (Mitth. 1873) ist die Höhe des aufgerichteten Ostrandes nirgends eine geringere als 4000.

diesen östlichen Gebirgen aber einschneidende Thäler wie tief herabsteigende Pässe fast vollständig fehlen[1]), so könnten die technischen Leistungen kaum geringere sein, als die bei der Brennerbahn, welche die Alpen in einer Höhe von 1367 m. übersteigt. Von Süd nach Nord führt das Längenthal des Schire direkt an den Nyassa, und sanguinische Hoffnungen werden sich zu allererst an diese als die natürlichste Linie klammern; im Osten scheint der Rufuma als wichtigster Querstrom die Richtung einer anzulegenden Eisenbahn nach diesem See zu bestimmen, und als Basis einer Bahn zum Tanganjika würde der Lufidschi als kürzeste Route in Erwägung zu ziehen sein. Vortheile sind aber immer mit Opfern verknüpft, und diese würden sich beim Bau einer der drei Linien in erhöhtem Maße geltend machen. Unzählige Brücken und Viadukte würden der vielen Sümpfe wegen nöthig sein; der tropischen Regen wegen müßten die Dämme weit fester aufgeschüttet werden als im gemäßigten Europa; Steinböschungen und Tunel könnten in Thalengen kaum umgangen werden. Sturz ahnt von diesen Bauten gar nichts; nach ihm lassen sich die Eisenbahnen für den fünften oder sogar zehnten Theil der Kosten eines europäischen Schienenwegs herstellen, nach ihm würden die Neger am Eisenbahnbau sich bereitwillig gegen geringen Lohn betheiligen. Einer schlimmeren Illusion kann sich Niemand hingeben; denn im gesammten Süd-Afrika arbeiten fast nur Frauen und Sklaven; die freien Neger hingegen liegen dem Handel, der Jagd, dem Raube und Kriege ob und verdingen sich höchstens zeitweilig als Träger. Wenn bei dem Neger Zwang und Noth zur Arbeit aufhören, so tritt seine ursprüngliche Trägheit, welche durch den Reichthum der tropischen Erzeugnisse zum Theil mit verschuldet ist, um so stärker hervor. Diese Thatsache ist seit der Aufhebung der Sklaverei in Nord-Amerika so zur evidenten Gewißheit geworden, daß es uns Wunder nimmt, wie man noch immer von einer Arbeitslust der Neger sprechen kann. Wenn Sturz sich auf die Thatsache beruft, daß Young bei seiner Umgehung der

[1]) Burton und Speke überschritten die Wasserscheide der 3. Usagarakette in einer Höhe von 1737 m. (K. Andree, Forschungsreisen in Arabien u. Ost-Afrika. 2. Bd. S. 131), und Livingstone ermittelte die Wasserscheide zwischen Rufuma und Nyassa zu 1036 m. (H. Waller, Letzte Reise v. D. Livingstone in Central-Afrika. 1. Bd. S. 110.)

Murchisonfälle im Jahrr 1876 für den Transport seines zerlegbaren Dampfschiffes 700 bereitwillige Träger gefunden habe, so sehen wir hierin eine seltene, wenn auch glänzende Ausnahme, bemerken aber zugleich, daß Young 1867 die gegentheilige Erfahrung machte, daß der mehrtägige oder mehrwöchentliche Transport einer Last von 50—70 Pfund für den Neger eine ungleich leichtere Aufgabe ist, als die schwere anhaltende Arbeit beim Aufschütten der Dämme oder Durchbrechen von Felsenmassen. Hierfür läßt sich kein Neger anwerben, nur Zwang würde ihn dazu veranlassen. Die zahlreichen Kunstbauten ließen sich überdies nicht durch Schwarze, sondern nur durch Europäer herstellen; letztere sind aber zu dieser Arbeit im südtropischen Afrika ganz untauglich. Man hat in andern tropischen Ländern allerdings Eisenbahnbauten von großer Ausdehnung ins Leben gerufen: Ostindien ist mit einem Netze von 1200 deutschen Meilen überspannt, auf Java, Ceylon und Cuba, in Brasilien Mexiko und Peru sind vielversprechende Anfänge gemacht worden; aber in all diesen Ländern erscheinen die klimatischen und Arbeiter-Verhältnisse ungleich besser, als im fieberreichen Ostafrika. Als Beispiel, welche ungeheure Schwierigkeiten und Kosten Schienenwege in tropischen Ländern mit Fieberklima verursachen, läßt sich die Eisenbahn über den Isthmus von Panama, von Colon nach Panama anführen. Nur dadurch, daß man den Arbeitern das doppelte und dreifache Tagelohn zahlte, konnte der Bau überhaupt zu Ende geführt werden, trotz aller Vorsichtsmaßregeln erlagen Tausende von Arbeitern aller Farben dem Fieber.

So lange man nicht andere Völker als Neger und Europäer herbeiziehen kann, sind Eisenbahnen im südtropischen Afrika eine reine Unmöglichkeit. Sollte aber nach einigen Jahrzehnten die Anlage von Eisenbahnen als gebieterische Nothwendigkeit erscheinen, so würde europäische Energie gewiß auch einen Theil der Hindernisse aus dem Wege räumen. An Stelle träger Neger würden fleißige Chinesen, die bereits den Beweis universeller Akklimatisation geliefert und beim Bau der Pacificbahn, allerdings in gemäßigter Zone, unschätzbare Dienste geleistet haben, Hacke und Schaufel in Bewegung setzen. Die sumpfigen Mündungen und Ränder der Flüsse würde man umgehen, um an den Abhängen der Berge oder auf Wasserscheiden zu schürfen und aufzuschütten.

Dem mörderischen Klima könnte man an einzelnen Stellen durch Anpflanzungen von Eucalyptusbäumen, freilich nur langsam, entgegenwirken. Diese nützlichen, rasch aufschießenden, thurmhohen Fiebervertilger haben bereits vielen Sumpfgegenden in Süd-Frankreich, Corsika, Algier, auf dem Isthmus von Panama, ihre verderblichen Ausdünstungen entzogen und damit gesunde Wohnplätze geschaffen.

Sturz und Cameron lassen nach Herstellung der Haupteisenbahn bereits Zweigbahnen nach Norden und Westen entstehen und doch fehlt ihnen noch fast jegliche Kunde über die zwischen den Seen liegenden Länder. Nur ein einziger Europäer, Livingstone, hat die Wasserscheide zwischen Nyassa und Tanganjika überschritten, und über die zwischen letzterem See und dem Mwutan-Nzige sich erstreckenden Gebirge geben die Berichte Stanley's vorerst nur dürftige Kunde.[1]) Es fallen damit die Pläne in nichts zusammen.

Bietet der Verkehr von den Seen nach der Küste in Zukunft noch manche Schwierigkeit, so dürfte an den Ufern der Seen selbst der Handel einen großartigen Aufschwung nehmen, sobald Europäer fieberfreie, günstig gelegene Stationen und Faktoreien gründen. Durch dauernde Berührung mit den Weißen müssen sich die Bedürfnisse der Neger steigern, und da letztere jederzeit zum Handel mehr Neigung gezeigt haben als zur Feldarbeit, so wird der europäische Markt in Zukunft mit solchen Produkten reichlich versorgt werden, deren Gewinnung nicht allzu anstrengend ist. Cameron hat Recht, wenn er meint, daß Muskat- und Erdnüsse, Gewürze, Wachs, Gummi, Elfenbein und Palmöl in großen Massen verfrachtet werden würden; ob auch die Produkte eines regelmäßigen Anbaues, wie Kaffee, Zucker und Getreide, muß nach den bisherigen Erfahrungen sehr stark in Zweifel gezogen werden. Am frühsten dürfte noch Baumwolle, welche einige Negerstämme bereits kultiviren, in den Welthandel gelangen, doch nicht in dem Maße, daß dadurch die Produktion aller übrigen Länder in den Schatten gestellt würde. Daß die Abschaffung des Sklavenhandels, auf welche alle Projekte abzielen, den Handel steigern muß, ist unleugbar; denn wenn dem Neger

[1]) Petermann's „Mittheilungen" 1876. S. 381—382.

verwehrt ist, Sklaven gegen europäische Bedürfnisse einzutauschen, so muß er naturgemäß andere Landesprodukte im Handel anbieten. Ob aber der Sklavenhandel durch die zu errichtenden Stationen an den vier großen Seen, auch wenn jeder dieser mit mehreren Dampfschiffen befahren würde, wirklich sein Ende fände, bleibt so lange ungewiß, als die heimlichen Abzugskanäle der Ostküste noch nicht verstopft sind. Wenn die Missionskolonie Livingstonia sich rühmen durfte, daß infolge ihrer Thätigkeit 1876 nur 38 Sklaven gegen 10,000 im Vorjahre über den Nyassa geschafft worden seien, so beweist das noch lange nicht die Beseitigung des Menschenhandels, sondern ist einfach daraus zu erklären, daß die verschmitzten arabischen Händler den gefahrvolleren Landweg einschlugen. Erst wenn jede Ausschiffung aus einen ostafrikanischen Hafen und jeder Transport nach Aegypten verhindert, wenn eine ununterbrochene Kette von Handelsstationen vom Ukerewe bis zum Zambesi hergestellt sein wird, dürfen wir das Ende des Sklavenhandels nach außen zuversichtlich erwarten.

Die Brüsseler Conferenz will aber außer dem Sklavenhandel auch noch das uralte Institut der Sklaverei in Afrika abgeschafft wissen. Diese Forderung wird wohl, da mindestens die Hälfte, nach anderen Angaben $^2/_3$, ja selbst $^4/_5$ der Negerbevölkerung Sklaven sind, noch Jahrhunderte lang unerfüllt verhallen; erst dann wird die festeingewurzelte Einrichtung weichen, wenn die gesammte Völkermasse auf einen höheren Grad der Kultur gebracht ist.

Nach Anlegung verschiedener Handelsstationen an den Seen wünscht Sturz die Einrichtung von Maschinenbauanstalten, um Reparaturen, selbst Neubauten an Ort und Stelle bewirken zu können. Die Eingebornen würden sich sehr gern bereit finden lassen, unter Aufsicht von europäischen Schmieden und Schlossern zu arbeiten. Ja Cameron träumt bereits von einer Cigarrenfabrik in Udschidschi, die in den nächsten Jahren schon hergestellt sein könnte. Es ist allerdings richtig, daß die Neger in der Kunst, Eisenerze ausschmelzen und zu verarbeiten, nicht ungeschickt sind, wie auch, daß sie ein bedeutendes Nachahmungstalent allenthalben zeigen. Aber wer giebt denn die Bürgschaft, daß sich freie Neger zu andauernder, regelmäßiger Thätigkeit unter der Leitung europäischer Feuerarbeiter herbeilassen werden, wenn

die vegetabilischen Erzeugnisse einen größeren Lohn bei geringerer Mühe abwerfen? Diese Pläne streifen ans Ungeheuerliche und sind nichts weiter, als das Produkt einer kühnen Phantasie.

Der beste Gedanke in dem Projekte von Sturz erscheint in dem Vorschlage, vorerst eine Pionierexpedition auszusenden, welche die Verhältnisse zu sondern, die Produkte der zu kolonisirenden Länder und die Bedürfnisse der Eingebornen zu erforschen hätte, darauf einen Hafen der Ostküste zu erwerben, um eine sichere Basis für den Verkehr mit dem Innern zu gewinnen. Die Vorschläge betreffs einer Neutralisirung der Binnenländer Süd-Afrikas sind mehr politischer als geographischer Natur und können deshalb hier übergangen werden. Ein gemeinsames Indien wird aber nie aus den bescheidnen Anfängen der Handelskolonisation in Central-Afrika erwachsen, denn es fehlen nicht nur die vorzüglichen natürlichen und künstlichen Verkehrswege, die Ostindien durchziehen, sondern auch die günstigeren klimatischen Verhältnisse und Kulturvölker, wie die Dravida und arischen Hindu. Es kann aber gewiß erwartet werden, daß der legitime Handel der Bantu-Völker rascher zu einer besseren Gesittung führen wird als selbst das Christenthum, dessen Erfolge bisher ganz unbedeutend geblieben sind. Magyar bestätigt zum Theil diese Ansicht:[1] „So demoralisirend der Sklavenhandel lange Zeit hindurch auf alle Verhältnisse der afrikanischen Völker gewirkt hat, so vortheilhaft scheint der Handel mit Elfenbein neuerdings zu wirken. Die Elephantenjagd belebt die Thatkraft und den Muth der Männer, welche ihr obliegen, veranlaßt sie, sich mit der Handhabung europäischer Schußwaffen möglichst vertraut zu machen. Die Elfenbeinhändler haben zahlreiche Völker an eine Menge europäischer Artikel gewöhnt und die Civilisation angebahnt."

Indessen können noch Jahrhunderte vergehen, ehe ein nennenswerther Fortschritt in der Kultur der schwarzen Völker bemerkbar werden wird. Wo immer bis jetzt Naturvölker mit dem homo europaeus friedlich oder feindlich zusammentrafen, hat sich das Uebergewicht der weißen Rasse stets geltend gemacht; eine Reihe zum Theil gut beanlagter Völker sind dem Rassentod

[1] Magyar, Reisen in Süd-Afrika. S. 444.

bereits verfallen oder doch im Aussterben begriffen, so die polynesische Bevölkerung der australischen Inseln, die theilweise schon für das Christenthum gewonnen war, die gesammten Indianerstämme Nord-Amerikas, die ural-altaischen Hirten- und Jägerstämme Sibiriens und die Hottentotten und Buschmänner Süd-Afrikas. Andere Völker sind durch Berührung mit Europern von einer hohen Kulturstufe herabgestürzt worden und versuchen jetzt vergeblich, sich wieder empor zu arbeiten: es sind dies die Nahuatlaken Mexikos, die Maya Yucatans, die Quiché Guatemalas, die Muysca oder Chibcha auf dem Hochlande von Bogota und die Inkaperuaner im heutigen Peru. Die Neger sind das einzige Naturvolk, das — ausgenommen den Stamm der Mpongwe am Gabun[1]) — bei dauernder Berührung mit den Weißen dem Schicksal jener Völker nicht erlegen ist. Einen Fortschritt in der Kultur hat freilich der Einfluß der Europäer ebenso wenig zu Stande gebracht, als ein Zurückwerfen in tiefere Stufen, weder in Afrika, noch in den Vereinigten Staaten, wo jetzt 5 Mill. Schwarze unter 35 Mill. Weißen als freie Bürger leben. Wollte man nach dieser Thatsache den Erfolg der beabsichtigten Civilisation im Voraus feststellen, so erschienen die Hoffnungen aller 5 Projekte als äußerst sanguinische.

Es ist leicht zu erkennen, daß den Projekten Livingstone's, der Brüsseler Conferenz und der drei Missionsgesellschaften ein höherer Werth zugesprochen werden muß, als den sich überstürzenden Plänen Camerons und des Consuls Sturz. Jene Projekte halten sich an die Thatsachen, und charakterisiren ihre Ziele und die einzuschlagenden Mittel nur in großen Zügen. Die Pläne Cameron's und des Consuls Sturz gehen in Betreff der Mittel zur Kolonisation weit über die Grenzen der Möglichkeit, in Betreff der Ziele weit über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit hinaus und berücksichtigen nicht die Thatsache, daß ein Volk nie ruckweise, sondern nur ganz allmählich zu reiferer Gesittung und höherer Kultur geführt werden kann.

Das Endresultat aller bisherigen Erwägungen läßt sich nun dahin zusammenfassen: Ackerbaukolonisation durch Europäer in der südlichen Hälfte des tropischen Afrika

[1]) „Globus" 1866. 9. Bd. S. 170.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LOS ANGELES

unmöglich, Pflanzungskolonisation hingegen bedingt möglich. Der Handelskolonisation ist ein großartiger Aufschwung nicht abzusprechen, sobald ein sicherer Verkehr zwischen Küste und Binnenland hergestellt sein wird, sobald die zum Kolonisiren fähigste Gruppe der europäischen Völker, die germanische, sich das Uebergewicht zu verschaffen weiß. —

Am Schlusse dieser Arbeit drängt es mich, meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Delitsch, den aufrichtigsten Dank auszusprechen für die dauernde Anregung, die ich beim Studium der Erdkunde durch ihn erhielt, und für die Unterstützung, welche er mir bei der Bearbeitung vorliegender Abhandlung durch Rath und That zu Theil werden ließ.

MSH 27M33

END OF
TITLE